



Begegnungen 3/2018

Zeitschrift der
Katholischen Lehrer- und Erziehergemeinschaft

Inhaltsverzeichnis

Titelbild: Fenster der Heiligen-Geist-Kapelle in Bruck/Mur (Foto: Mag. Irmengard Kainz)

<i>H. Schlacher:</i> Zu diesem Heft _____	2
<i>Bischof Wilhelm Krautwaschl:</i> Botschaft für die Steiermark, Gebet für die katholische Kirche in der Steiermark _____	3

Erinnerungen an das Fest des Diözesanubiläums

<i>G. Zwicker:</i> Blitzlichter von der 800-Jahr-Feier _____	6
<i>K. u. Ch. Hofer:</i> Wer glaubt, ist nicht allein _____	7
<i>W. Reisner:</i> Begegnungen in der Herrengasse _____	8

Aus der Gemeinschaft

Als neues Mitglied begrüßen wir _____	9
In memoriam _____	9

Rückblick

<i>W. J. Pietsch:</i> Antritt und Rücktritt _____	9
---	---

Ausblick

Der neue Vorstand _____	20
<i>K. Wesener:</i> Vorstellung meiner Arbeit in der KLE _____	21
<i>W. Reisner und V. Zwitter:</i> Unsere zwei neuen Vorstandsmitglieder _____	24

Rückblicke

<i>M. Pfleger:</i> Start ins Lehrerleben _____	25
<i>M. Pfleger:</i> Was sagt mir persönlich der Zeitraum 1918–1948 _____	28
<i>G. Zankl:</i> Jugend in inhumaner Zeit (3. Teil) _____	30

Berichte

<i>W. J. Pietsch:</i> Kärntenfahrt _____	40
<i>W. J. Pietsch:</i> Kunst der Gotik rund um Bruck a. d. Mur _____	46
<i>H. Schag:</i> Skulpturenpark _____	49
<i>R. Von der Hellen:</i> Frankreichreise _____	52
<i>H. Schmied:</i> Ennstal-Wanderwoche _____	64

Buchempfehlung

Susanne Scholl: Wachtraum (<i>M. Gobiet</i>) _____	66
--	----

Ankündiger

Veranstaltungen mit W. J. Pietsch _____	68
Skiwoche in Osttirol _____	70
Sommer 2019, Wanderwoche mit H. Schmied _____	70
<i>K. Haas:</i> Zu guter Letzt: Geheimnis eines zufriedenen Menschen _____	70
Offenlegung _____	72

Titelbild: Fenster der Heiligen-Geist-Kapelle in Bruck/Mur

(Foto: Mag. Irmengard Kainz)

Zu diesem Heft

Helmut Schlacher



„Glauben wir an unsere Zukunft?“

Dies war die letzte Frage zur Vorbereitung des 800-Jahre-Jubiläumsfestes unserer Diözese Graz-Seckau.

Genau in dieselbe Richtung weist unser neues Heft: Es geht mit unserer Gemeinschaft weiter! Eine neue Vorsitzende – Mag. phil. Katharina Wesener – wurde bestellt, zwei neue Mitglieder ergänzen den Vorstand:

Mag. Werner Reisner und Mag. Valentin Zwitter. Diese Auffrischung mit Zukunftszielen wird auf den Seiten 21–24 vorgestellt.

Jede Fackelübergabe kann nur gelingen, wenn der Übergeber auch das empfangene Licht weitergibt. So ist die Gemeinschaft ihrem 10-jährigen Vorsitzenden Dr. Wolfgang J. Pietsch dankbar für seine Fort- und Umsetzung der Ideen des Begründers der Gemeinschaft, Franz Maria Kapfhamers. Die Dekade der Ära Pietsch hat dem Gründerauftrag entsprochen. Seine persönliche Sicht gibt unser Heft auf Seite 9–20 wieder.

Rückblicke anderer Art sind die Reiseberichte, aber auch die persönlichen Erinnerungen z. B. meiner Schwester Grete Pfleger an ihre Kindheit zwischen 1938 und 1945 und an ihre ersten Lehrerinnenjahre. Die dritte Folge von Gustav Zankls „Kindheit und Jugend in inhumaner Zeit“ stellt uns die grausamen Zustände in unserer Heimat, welche vor 80 Jahren herrschten, vor Augen.

Mit dem Motto des Jubiläumskreuzes und der Jubiläumsmedaille möchten wir alle ermutigt werden:

Wer glaubt, ist nie allein! Du, Herr, wirst bei uns sein mit deiner Kraft, die Leben schafft. Wer glaubt, ist nie allein!

Botschaft für eine Kirche der Zukunft anlässlich „800 Jahre Diözese Graz-Seckau“

Bischof Wilhelm Krautwaschl

Seit über tausend Jahren gestalten Christinnen und Christen unser Land, vor 800 Jahren wurde der erste Bischof für die Steiermark geweiht und damit der Grundstein für die lange Geschichte unserer Diözese gelegt. Heute, in einer Zeit, in der sich so vieles im Wandel befindet, feiern, gedenken und bekennen wir:

Als Christinnen und Christen glauben wir an den einen Gott. Wir besitzen ihn nicht, wir suchen ihn. Und diese Suche teilen wir mit vielen Menschen. Gott ist uns in Jesus als Mensch entgegengekommen und teilt jetzt und heute sein Leben mit uns. Er ist aber auch dort, wo wir ihn bislang nicht vermutet haben – und dieser Provokation des Evangeliums wollen wir uns in Zukunft vermehrt stellen.

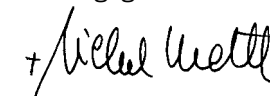
- Mit Jesus Christus sind wir als Kirche für die Menschen da, so wie sie heute sind, leben, lieben, trauern, Angst haben und hoffen.
- Viele von uns haben die Hoffnung auf die Zukunft verloren. Unsicherheit macht sich breit: Ihr wollen wir entgegenwirken. Die großen Probleme der Zukunft wie
Wo finde ich Arbeit?
Wer schützt das menschliche Leben?
Wie werde ich alt?
Welche Welt hinterlassen wir unseren Kindern?
Wo finden Menschen Heimat?
sind nur gemeinsam zu lösen. Wir wollen mithelfen, einen Wert für unsere Gesellschaft wiederzubeleben: die Solidarität.
- Mehr als wir es bisher getan haben, wollen wir vor allem jenen helfen, die nicht auf die Sonnenseite des Lebens gefallen sind, auch Menschen, die wir mitunter lange vernachlässigt oder sogar ausgegrenzt haben. Deren Lebensgeschichten berühren uns. Wir setzen uns für ihre Würde ein.

- Christinnen und Christen haben diesem Land in den letzten acht Jahrhunderten viel an kulturellem Reichtum und an Schönheit geschenkt. Wir wollen dieses Erbe nicht nur hüten; es wurzelt in unserer europäischen Geschichte, die wir auch in Gegenwart und Zukunft neugierig und kreativ weiterschreiben wollen.
- Wir erleben heute einen dramatischen Glaubensumbruch. Viele sind von der Kirche enttäuscht. Wir wollen mutiger sein, fröhlicher in der „Freude des Evangeliums“. Wir sehen unsere Botschaft als Gabe für die Gesellschaft: Glaube, Liebe und Hoffnung unterliegen keiner Halbwertszeit.
- Wir wollen alles tun, dass unsere Kirche auch in Zukunft ein lokales und zugleich weltoffenes Angesicht behält – in den Pfarren, Gemeinden und in neuen Erfahrungsräumen, die den veränderten Lebensgewohnheiten der Menschen entsprechen. Wir wissen, dass wir in der Suche nach einer neuen Form der Kirche nicht allein sind. Dabei werden wir die Einheit mit der Weltkirche wahren und vor allem jene fördern, die sich auf Fragen der Gegenwart einlassen und mutig Schritte zur Erneuerung setzen.
- „Niemand wird als Christ geboren“ (Tertullian). Christ wird man durch Glaube und Taufe. Wir setzen uns ein für eine Atmosphäre der Freiheit, der Freiheit zum Glauben und der Freiheit des Glaubens.
- In jeden Menschen sind vielfältige Begabungen und Fähigkeiten gelegt. Was einem Menschen mitgegeben ist, hat er nicht nur für sich allein. Die Kirche geht ihren menschlichen Weg durch die Vielfalt von Begabungen und Berufungen: in unseren Beziehungen, in den Familien, in der Schule, am Arbeitsplatz, auch in geistlichen Diensten und Lebensformen. Über diese Vielfalt freuen wir uns: Wir wollen sie entdecken, wecken und fördern, damit die gute Botschaft Jesu in unserem Land auch in Zukunft weitergegeben werden kann.
- Wir leben in einer Welt, in der vermehrt wieder Grenzen gezogen werden. Als katholische, das heißt: allumfassende Kirche tragen wir jedoch über Grenzen hinweg Verantwortung. Wir wollen alles tun, damit möglichst viele Menschen Frieden und Heimat finden. Dafür schließen wir Allianzen mit allen, die sich für Freiheit und Würde des Menschen einsetzen.

800 Jahre Diözese Graz-Seckau:

Wir bauen auf das auf, was Menschen vor uns gestaltet haben. Wir suchen heute nach neuen Wegen, in einer Zeit, in der sich vieles im Wandel befindet. Die Zukunft, die wir säen, werden die ernten, die nach uns leben.

Am Vorabend des Festes des Heiligen Johannes des Täufers, an dem wir unser Diözesanubiläum feiern, erinnern wir uns deshalb nicht zuletzt an die schönste Aufgabe der Kirche: ihm, unserem Herrn Jesus Christus, die Wege zu bereiten. Denn er kommt uns heute entgegen.



www.800-jahre-graz-seckau.at

Gebet für die Katholische Kirche in der Steiermark

Gott,

Ursprung und Quell allen Lebens. Wir danken dir für dein Wort, das Leben schafft, ermutigt und aufrichtet.

Öffne unsere Ohren, um uns immer neu von dir ansprechen zu lassen.

Herr Jesus Christus,

du rufst uns in deine Nachfolge – zu einem Leben in Fülle.

Wir danken dir für die Menschen,

die uns das Leben nach deinem Vorbild gelehrt haben.

Öffne unseren Mund, um von deiner Botschaft zu erzählen.

Heiliger Geist,

deine Gegenwart erfüllt die ganze Schöpfung.

Wir danken dir, dass du die Kirche in der Steiermark heraufst, sie belebst und immer wieder erneuerst.

Öffne unsere Herzen und entzünde in uns und durch uns das Feuer deiner Liebe.

Amen

Blitzlichter

Gertrud Zwicker

Drei Minuten STILLE: Kurz bevor der Festgottesdienst im Stadtpark begann, wurde das zu Tausenden versammelte Christenvolk aufgefordert, drei Minuten in Stille innezuhalten. Ich dachte bei mir – unmöglich! Doch das Wunder geschah – es wurde schlagartig ruhig im Stadtpark mit Zehntausenden Menschen aller Generationen. Man hörte kein Reden, kein Tuscheln, keine weinenden Kinder, kein Handygeklingel, keine Musik aus Lautsprechern – es war einfach still. Und in dieser Stille konnte jeder sich bestens auf den wunderbar organisierten Ablauf der Messe einstimmen.



Letzte Etappe der Fußwallfahrer (Salzburg – Graz):
Maria Straßengel – Graz. Segen durch P. Philipp Helm

Ich war als ehemalige Musikerin natürlich sehr interessiert. Müde, aber beglückt, dass alles so gut gelaufen war, freute ich mich auf die ersten Klänge der Musik. Jeder weiß, wie schwierig es ist, im Freien zu musizieren.

Da – die große Überraschung: Das Orchester und der riesige Chor musizierten harmonisch, großartig koordiniert von Domkapellmeister Josef Döllner, eine Klangwolke breitete sich über dem Stadtpark aus, die Elektronik war wohl eine Meisterleistung! Vielen Dank für die hervorragende Organisation, die vielen Vorbereitungen, sie haben sich gelohnt!

Musikalische Meisterleistung im Stadtpark:

Nach einer vierstündigen Fußwallfahrt von Straßengel in den Stadtpark Graz war man eigentlich schon ein wenig geschafft und hoffte auf einen Sitzplatz. Welch ein Glück, wir wurden in die vorderen Reihen gebeten, da dort noch einiges frei war. Von hier aus auch beste Sicht auf die Bühne, die mich als

„Ganz herzlichen Dank an alle, die daran mitgearbeitet haben. Die ganze Veranstaltung war super organisiert. Schön war auch, dass man bei der Veranstaltung viele Bekannte getroffen hat. Auch der liebe Petrus hat das richtige Wetter geliefert. Man hat sich einfach sehr wohl gefühlt. Es war eine super Veranstaltung.“

Hedwig und Gerald Schmidt; Hedwig Schmidt ist 83 Jahre alt, Mag. Gerald Schmidt ist Gemeinderat in Gratwein-Straßengel.

Wer glaubt, ist nicht allein ...

Christa und Karl Hofer

Da drei unserer fünf Kinder im großen „Diözesanchor“ bestehend aus mehreren steirischen Chören bei der 800-Jahr-Feier am 24. Juni 2018 auf dem Platz der Versöhnung im Grazer Stadtpark mitsingen durften, war für uns klar, dass wir diesen Gottesdienst auch gerne besuchen/mitfeiern möchten. Eigentlich wurde uns erst beim Hingehen in den Stadtpark bewusst, welche große Veranstaltung das ist. Mit so vielen Menschen hatten wir nicht gerechnet. Umso begeisterter waren wir, ein Teil dieses erhebenden Erlebnisses sein zu dürfen. Auf einem zufällig ergatterten Sitzplatz, an dem wir eine gute Sicht auf unsere singenden Kinder hatten (denn das war ja der eigentliche Grund unseres Kommens), haben wir dann den beeindruckenden Gottesdienst, der bis ins Detail liebevoll geplant und, wie wir später erfuhren, auch mit all seinen Abläufen geprobt wurde, mitgefeiert. Das Jugendblasorchester der Musikschule Wies und die teilnehmenden Chöre sorgten für ein tolles Klangerlebnis. Mit Begeisterung sangen wir die Lieder aus den zuvor verteilten Gottesdienstheften mit. Uns war klar,



dass wir hier nicht nur den Gottesdienst besuchen, sondern auch den Rest des Tages verbringen würden. Und so kam es zu vielen unverhofften Begegnungen mit Verwandten und Bekannten. Unsere jüngeren Kinder waren natürlich begeistert vom Kinderprogramm der Katholischen Jung-schar, und das wiederum verschaffte uns den Freiraum für viele schöne Gespräche. Besonders beeindruckt waren wir von der kulinarischen Viel-falt, die uns von Betrieben der Genussregion Steiermark geboten wurde. Mit dem Gefühl, ein Teil einer großen begeisterten Gemeinschaft zu sein, und dankbar, für diesen Tag die richtige Entscheidung getroffen zu haben, fuhren wir erst am späten Nachmittag wieder nach Hause.

Begegnungen in der Herrengasse

Werner Reisner

Es kommt nicht allzu oft vor, dass man sich in der Herrengasse begegnet. Man grüßt sich, man ist auf dem Weg, man hat ein Ziel vor Augen, das angesteuert wird. Man sieht sich. Aber begegnet man sich? Vor einiger Zeit durfte ich das Gefühl verspüren, Menschen in der Herrengasse in Graz wirklich zu begegnen. Und das kam so: Ich nahm mehrere saftige Äpfel, legte sie in einen appetitlichen Flechtkorb und bot sie Menschen mit folgenden Worten an: „Äpfel frisch aus dem Garten Eden. Diesmal läuft die Geschichte anders. Der Mann bietet den Apfel an und er übernimmt die volle Verantwortung.“ Dass ich dabei das herzlichste Lächeln meines mimischen Repertoires im Gesicht trug, versteht sich von selbst. Die Ergebnisse waren durchaus beglückend, die Rückfragen der Menschen spannend und das Lächeln wurde erwidert. So wünsche ich mir Begegnungen. Ach ja, das Erzählte ereignete sich im Rahmen der Feierlichkeiten zu 800 Jahre Graz-Seckau, im Rahmen der Präsentation katholischer Gruppierungen.

So schön kann also Begegnen aus dem Glauben sein. Austauschen, lächeln, eigene Meinung bilden und sie mit anderen Meinungen lustvoll ergänzen.

Aus der Gemeinschaft

Als neues Mitglied begrüßen wir

Dr.in Ute Hudeczek, Graz

In memoriam

Hermine Kellermann, Deutsch Goritz
Theresia Zoller, Gleisdorf

Rückblick

Zwischen Antritt und Rücktritt. Eine Dekaden-Bilanz

Wolfgang J. Pietsch

Ubi onus, ibi sonus

Die Vorgeschichte

Mit 1. Juli trat ich nach 10 Jahren als Vorsitzender der KLE zurück. Da tut es gut, einmal Rückschau zu halten und persönlich zu werden. Blenden wir zurück in das Jahr 2008. Es war das Jahr der globalen Finanzkrise. Aber auch der Verfasser dieser Zeilen steckte damals in einer Krise, d. h. genauer gesagt schon in den Jahren zuvor. Nach beruflich sehr intensiven Jahren war ich am



Ende meiner Kräfte. U. a. redigierte ich seit Ende der 1980er-Jahre als Schriftleiter die didaktisch-wissenschaftliche Zeitschrift *IANUS*, hatte bis dahin in österreichischen und deutschen Fachzeitschriften zahlreiche Artikel veröffentlicht, hatte im Jahr 2003, als Graz Kulturhauptstadt war, das *Certamen Graecense*, einen Grazer und steirischen Schülerwettbewerb, mit Hilfe von KollegInnen gut über die Runden gebracht und wurde im gleichen Jahr in das vierköpfige Herausbergremium einer neuen, sehr umfangreichen Lektürebuch-Reihe des Wiener Braumüller-Verlages geholt („Latein in unserer Zeit“, heute hpt-Verlag). Im Herbst des gleichen Jahres wollte man mir den „Oberstudienrat“ umhängen. Da verzichtete ich und ließ das Dekret dort liegen, wo es schon lag, nämlich in der Amtsstube des Landesschulrates. Mit Ende des Schuljahres 2006 trat ich in den Ruhestand, mit knapp 60 Jahren. Zu tun hatte ich ja genug. Die Zeitschrift führte ich weiter (bis 2012), die Lektürereihe musste fertiggestellt werden und vor allem lag ein weiteres Buchprojekt schon länger auf Eis, das endlich vollendet werden sollte, ein Band für die renommierte Didaktik-Reihe „Auxilia“ des großen deutschen Schulbuch-Verlages Buchner in Bamberg. (Der Band erschien dann 2010 unter dem Titel „Ovids Metamorphosen im Unterricht“). Just zu dieser Zeit, etwa um das Jahr 2007, wandte sich HR Karl Haas an mich, ob ich nicht sein Nachfolger als Vorsitzender der KLE werden könnte. Ich war perplex. Noch nie hatte ich für mich eine Führungsposition ins Auge gefasst, weder beruflich noch ehrenamtlich. Stets war mir eine Sache wichtiger, nämlich Sprache, Literatur und Kunst, d. h. Kultur im weitesten Sinne, inklusive des Kulturhistorischen – und eben deren Vermittlung. Da war für Politik, Vereinsarbeit u. Ä. nicht Zeit geblieben. Zwar hatte ich seit Ende des Jahrhunderts nach jahrelanger Pause wieder in den *Begegnungen* geschrieben, hatte mich Haas schon bald nach dem Tod meines Vaters Dr. Walter Pietsch, der Ende 1997 verstarb, quasi als dessen Nachfolger in den Vorstand der KLE geholt, mich schließlich als Nachfolger von Karl Schweighofer um die Protokollführung bei den Vorstandssitzungen gebeten – aber der Nachfolger von K. Haas werden? Dieser langjährigen, charismatischen Führungspersönlichkeit nachfolgen?

Nun war freilich um diese Zeit auch das Leitungsgremium der KLE in eine krisenhafte Situation geschlittert: Zum einen waren etliche Mitglieder altersbedingt aus dem Vorstand ausgeschieden und musste die KLE aus Einsparungsgründen des Bischöflichen Ordinariats ihre „Kanzlei“ (heute würde man sagen: „Büro“) in der Carnerigasse 34 aufgeben. Der Ort war jahrzehntelang der kommunikative Stützpunkt und zugleich Arbeitsplatz einer halbtägigen Sekretärin, die vom Ordinariat bezahlt wurde und die Büroarbeiten für die „Gemeinschaft“ erledigte. Zudem mehrten sich damals die Stimmen im Vorstand, die KLE aus dem Korsett der KA herauszulösen und einen eigenen, vom Ordinariat unabhängigen katholischen Lehrerverband zu gründen. Und schließlich Karl Haas selbst: Er hatte schon zwei lange Perioden den Vorsitz inne (von 1972–1991 und von 2003–2008), hatte den 80er hinter sich und wohl auch das Gefühl, einem oder einer Jüngeren Platz machen zu müssen. So stand ich vor einem Dilemma: Sollte ich wirklich der Bitte von Haas nachkommen und mich im Vorstand der Wahl zum neuen Vorsitzenden stellen oder lieber die Hände davon lassen? Vieles sprach ja für Zweiteres: meine völlige Unerfahrenheit mit (katholischen) Vereinen, mein (gefühlter) Mangel an Führungsqualität, meine Unkenntnis der meisten der rund 700 Mitglieder (Haas kennt nahezu jedes Mitglied persönlich!). Zudem hatten alle bisherigen Vorsitzenden der KLE eine Leitungsfunktion im Bildungsbereich (in Klammern jeweils die Dauer der KLE-Führung): Professor Franz M. Kapfhammer, der Gründer, war „Bundesstaatlicher Referent für Erwachsenenbildung in der Steiermark“ (1945–1968), HR Dr. Hans Fasching (1915–2002) war Professor und schließlich Direktor der Pädagogischen Akademie in Graz-Eggenberg (1968–1972), HR Heribert Diestler war Fachinspektor für den katholischen Religionsunterricht (1991–2003) und HR Karl Haas war zuletzt Direktor des Pädagogischen Instituts am Hasnerplatz (und damit Nachfolger meines Vaters). Sie alle hatten im Lauf ihrer Dienstzeit ein weitläufiges Netzwerk und gute Kontakte zu Behörden und zur Kirche herstellen können. Das fehlte mir zur Gänze. Ich war stets nur Lehrer, davon 30 Jahre Professor für Deutsch und Latein am Grazer Akademischen Gymnasium und in dieser Zeit durch etliche Semester hindurch Lehrbeauftragter an der Geisteswissenschaftlichen Fakultät der Univer-

sität. Stets also „nur Lehrer“. Da müsste ich als Quereinsteiger einer Gemeinschaft vorstehen, die ich zwar seit meiner Jugend (der KLE trat ich 1968 bei; meinen Weg zur KLE habe ich in den Bg 4/2011, S. 14ff. geschildert) als wertvoll empfand, aber auf Grund meiner jahrelangen Absenz viel zu wenig kannte, um mich als „Chef“ zu profilieren. Zudem verfolgten mich noch einige Publikationsprojekte aus der Dienstzeit. Von familiären Aspekten sehe ich hier einmal ganz ab. Die Zahl der Enkelkinder wuchs seit 2004 kontinuierlich. Nach langem Zögern und längerem Überlegen stellte ich mich im März 2008 der Wahl und wurde im Vorstand mehrheitlich gewählt. Ich akzeptierte die Wahl für ein Jahr und wurde dann (2009) und später einstimmig als Vorsitzender bestätigt (s. Bg 2/2008, S. 37 und 2/2009, S. 55f.).

Nach der Wahl

Ich nehme hier sehr bewusst die Gelegenheit wahr zu erklären, warum ich mich schließlich doch bereit erklärte, das Ehrenamt des Vorsitzenden der KLE zu übernehmen – auch wenn es z. T. sehr persönliche Gründe sind, die weit in meine Vergangenheit zurückreichen. Das waren einmal Gründe der Dankbarkeit, zunächst gegenüber Karl Haas. Er hat mich als 17-jährigen Gymnasiasten in sein Schülerheim in der Carnerigasse 34 aufgenommen, hat meinem Vater die Drucklegung seines letzten wissenschaftlichen Werkes (*Die Mariatheresianische Schulreform in der Steiermark*, Graz 1977) ermöglicht, hat meinem Vater bei einem Festakt in Feldbach die Laudatio zum 90er gehalten und dann noch die berührende Grabrede im Jänner 1998 (Bg 1/1998, S. 20–22). Karls diesbezügliche Notizen sind mir heute eine wertvolle Erinnerung.

Und dann, oder eigentlich schon viel früher, gab es Professor Franz M. Kapfhammer (1904–1989), den Gründer unserer Gemeinschaft. Er war der Freund meines Vaters seit ihren gemeinsamen Jahren in der Lehrerbildungsanstalt der Wiener Hegelgasse. Ihn lernte ich in meiner Jugend kennen als eine Persönlichkeit, die mich prägte und förderte (dazu Bg 2/2004, S. 9ff.). Auf seine Bitte hin schrieb ich meinen ersten Reisebericht (über die Spanienfahrt der KLE 1965, s. Wb 7/8/1965, S. 49–51). Später gab er mir zahlreiche Bücher, vor allem neuere Belletristik, für die Werkblätter und das „Bücherbord“ zur Besprechung. Diese Rezensionen erschienen dann in den Werkblättern von 1973–1980. Tolerant, wie er war, druckte er auch kriti-

sche Einwände von mir ab wie im Fall Max Mell (Wb 1/1980, S. 13f.) Er hätte es auch gern gesehen, dass ich die Schriftleitung der Werkblätter übernehme, nachdem er sie Ende 1980 zurückgelegt hatte. Aus familiären und anderen Gründen konnte ich damals seiner Bitte nicht nachkommen.

Der wichtigste Grund, die Wahl zum Vorsitzenden zu akzeptieren, war aber ein anderer. Mit dem Katholischsein, mit Glauben und Kirche hatte ich keine Probleme – abgesehen von den üblichen Glaubenszweifeln, die wohl jeden denkenden Menschen im Lauf seines Lebens heimsuchen. Mit der Übernahme dieses Ehrenamtes konnte ich einmal meinen Glauben öffentlich bezeugen und genau das tun, was vom aufrechten Christen stets gefordert wird: laut sagen, dass man Christ ist oder es zumindest zu sein versucht. Und das in einer Zeit, in der immer mehr Menschen aus der Kirche austreten oder ihr fernbleiben. Nicht mit, sondern gegen den Strom schwimmen, das war die Devise, die ich im Elternhaus gelernt hatte. Natürlich lernte ich dann als Vorsitzender bald die Stärken und Schwächen der steirischen Kirche kennen: die immer dünner werdende Personaldecke, die Überlastung, oft auch Überforderung von Priestern, die Überalterung des Klerus, die Verdünnung der Theologie. Wo sind die Zeiten, als die großen Theologen Karl Rahner und Johann B. Metz den Grazer Minoritensaal füllten?

Es gab noch weitere, z. T. pragmatische Gründe, die mir die Übernahme dieses Amtes erleichterten. Da war einmal der Wechsel im Präsidium der KA. 2006 wurde erstmals eine Frau Präsidentin der KA. Hinzu kam, dass die KLE sehr bald nach meinem Antritt in die Obhut des KBW übernommen wurde. Das war Goldes wert. Ohne die bürotechnische u. a. Unterstützung dieser hochprofessionellen Truppe unter der Leitung von Ute Paulweber hätten viele, ja wohl die meisten unserer Veranstaltungen gar nicht stattfinden können. Im Grunde genommen, so hatte ich den Eindruck aus meiner Rückerinnerung, war diese Lösung viel besser als die der stundenweisen Sekretärin im eigenen Büro der Carnerigasse 34.

Entscheidend war auch die Tatsache, dass ich aus meiner Vorstandstätigkeit wusste, dass es hier schon ein eingespieltes Team und Leute gab, die organisieren konnten, Ideen hatten und jeweils in ihrem Bereich schon bisher beste Arbeit geleistet hatten. Ich erwähne Gertrud Zwicker und Reinhold

Haring, meine Stellvertreter, die z. B. für musikalische Gestaltung von Gottesdiensten u. a. Feiern gesorgt hatten. Haring leitete zusätzlich durch Jahre hindurch die Familiensingwoche in Seggauberg. Unser Ehrevorsitzender Karl Haas veranstaltete zumeist gemeinsam mit Manfred Gollowitsch ein- oder mehrtägige „Fahrten“, Otto Wurnig war ein gewissenhafter Kassier usw. Allen im Vorstand möchte ich bei der Gelegenheit für ihre Arbeit danken, auch jenen, die uns in meiner Zeit verlassen haben (Christa Trausmiller und zuletzt Christian Wölfl) oder neu dazugestoßen sind: Kathi Pachatz, Roswitha Von der Hellen und Kathi Wesener, geb. Stampler.

Eine Dekaden-Bilanz

Es liegt mir fern, jetzt einen detaillierten Rechenschaftsbericht über meine zehn Jahre als Vorsitzender der KLE zu geben. Beurteilen müssen oder dürfen das andere. Zudem sind unsere Veranstaltungen nahezu lückenlos dokumentiert, großteils durch Berichte in unserer Zeitschrift oder zumindest durch Hinweise im „Ankündener“ oder „Kalendarium“. Ferner musste ich für die Jahresberichte der KA und des KBW, die in gedruckter Form erscheinen und einen großen Abnehmerkreis finden, jährlich eine kurze Zusammenfassung unserer Tätigkeit abliefern. Generell gilt, dass ich unausgesprochen der Devise „Glaube und Kultur“ huldigte und ich im Bereich Kunst, Literatur, Musik und Liturgie den Mitgliedern unserer Gemeinschaft Sehenswertes, Hörenswertes und Nachvollziehbares bieten wollte. Die Devise war nun freilich nicht meine Erfindung, ich brauchte sie nur aus den alten Heften unserer Zeitschrift (*Werkblätter* 1947–1993, ab 1994 *Begegnungen*) quasi extrapolieren. Es war schon der Gedanke unseres Gründers, Glaube und Kultur zusammenzubringen und auch immer wieder bewusst zu machen, wie sehr Christentum und Kultur in den Bereichen Kunst, Musik und Literatur zusammengehören. Diese kulturellen Erscheinungsformen können unser Leben ungemein bereichern, gerade auch das Leben älterer Menschen. Und wenn wir dafür den allgemeineren Ausdruck verwenden und sagen: das Schöne, so wird wohl deutlich, dass dieses „Schöne“ oder die „Schönheit“ ein Fenster zum Glauben, zu Gott öffnen kann. In diesem Sinn habe ich viele meiner Veranstaltungen verstanden und nicht im Sinn eines oberflächlichen „Kulturchristentums“. Goethes bekannter Zweizeiler oder besser sein „Xenion“ (9. B.): *Wer Wissen-*

schaft und Kunst besitzt, hat auch Religion; wer diese beiden nicht besitzt, der habe Religion – dieser Spruch ist ganz und gar nicht meine Devise, doch können beide, Kunst und Wissenschaft, zur Religion hinführen.

Für die kulturelle „Dreiheit“ aus Kunst, Literatur und Musik (wobei sich die Reihenfolge beliebig vertauschen ließe) möchte ich exemplarisch auf den heurigen Fastenzeit-Nachmittag in der Barbara-Kapelle des Grazer Domes verweisen (21. 3.). Erst bot unser Vorstandsmitglied Roswitha Von der Hellen eine Führung durch die Welt des Riesengemäldes von Conrad Laib, *Kreuzigung im Gedräng*, das sich oberhalb der Barbarakapelle befindet. Anschließend erzählte der ehemalige Generalvikar der Diözese, Leopold Städtler (Jgg. 1925), als Zeuge der NS-Zeit von seiner Jugend in Ligist und Graz (s. Bg 2/2018, S. 38–44) und von der Gemeinde der Barbara-Kapelle, der Städtler als Schüler des Akademischen Gymnasiums damals angehört hatte. Deren ungekröntes Haupt war jedoch der ältere Fritz Mankowski (1919–1944). Diese Gemeinde war eine Art geheimer Gegenpol zur herrschenden NS-Ideologie. Aus Mankowskis Gedichtband (daraus das Motto der Veranstaltung: *Ave crux, spes unica*; s. H. Diestler, Bg. 4/1999, S. 26) wurde vorgetragen, Dietrich Bonhoeffers Gedicht „Von guten Mächten wunderbar geborgen ...“ in der Vertonung von S. Fietz (GL 430 und 897) und andere Lieder gesungen und mit dem priesterlichen Segen geschlossen. Mich persönlich berührte dabei, dass die Mutter eines Mitgliedes von uns, Frau Reichenpfer, geb. Fini Plach in Knittelfeld, noch lebt und die Widerstandsaktionen von Mankowski (wie er studierte auch sie damals Medizin in Graz) miterlebt hat. Frau Lisl Sollanek, die Tochter, schickte mir eine Liste ihrer Mutter von Mitgliedern dieser Barbaragemeinde, die weit über das hinausgeht, was in der aktuellen Kirchengeschichtsschreibung nachzulesen ist. (Kultur)historische Aspekte gehören auch zu unserem Programm.

Wie es meist der Fall ist, war das Echo unserer Veranstaltungen sehr unterschiedlich. In der Barbara-Kapelle waren 40 Teilnehmer, gerade so viele, wie Sitzplätze vorhanden sind. Nachmittags- und Abendveranstaltungen wurden im Durchschnitt von 20–40 Personen besucht. Prof. Zulehner, der emeritierte Wiener Pastoraltheologe, lockte 80 bis 100 Zuhörer an. Daher lud ich ihn auch zu unserer 70-Jahr-Jubiläumsveranstaltung 2015 ein, wo er den

Festvortrag hielt. Das war sicher ein Erfolg, wie auch jene Feier zum 65-jährigen Bestand der KLE, zu der ich den späteren Bischof W. Krautwaschl eingeladen und um den Festvortrag gebeten hatte. Besonders für diese beiden Großveranstaltungen fand ich im Büro des KBW tatkräftige Unterstützung.

Vorstand und Zeitschrift

Die Arbeit im Vorstand der KLE verlief zumeist konstruktiv und ergebnisorientiert. Selten gab es Konflikte, was angesichts der altersmäßigen und sonstigen Heterogenität der handelnden Personen nicht verwundern darf – oder doch verwundert? Ein Problem möchte ich hier konkret ansprechen: den gesamten „IT“-Bereich, d. h. unsere Kommunikation und unsere Arbeit mit Computer, Internet, E-Mail, Texterstellung, Fotobearbeitung etc. Selbst am Ende meiner „Amtsperiode“ waren noch nicht alle Vorstandsmitglieder durch E-Mail verbunden. Hier kam es immer wieder zu Missverständnissen, Irritationen, Ärgernissen u. Ä., weil eben jeder der Beteiligten mehr oder weniger Autodidakt auf diesem Gebiet und der Ausbildungsstand der „User“ sehr unterschiedlich ist. So war ich doch froh, dass ich auch diesbezüglich bisweilen Hilfe vom KBW erhielt, vor allem aber von meinem Sohn Clemens, ohne den ich manchmal vor dem Bildschirm verzweifelt wäre. Er hat übrigens um das Jahr 2000 auch einige Hefte unserer Zeitschrift layoutiert. Und im Übrigen gilt, was meine Arbeit als Vorsitzender der KLE betrifft, das Wort von Friedrich Hebbel: Es gibt auch Spiegel, in denen man erkennen kann, was einem fehlt. Die KLE war für mich so ein Spiegel.

Mit meinem Antritt konnte, wie ich glaube, doch eine wesentliche Verbesserung der Zeitschrift erreicht werden, wobei ja weniger oder gar nicht das Inhaltliche der Zeitschrift das Problem darstellte, sondern das Formale. Das Layout haben wir neu gestaltet, den Druck und Versand konnten wir einem besseren, professionellen Unternehmen überantworten und unser Schriftleiter Helmut Schlacher hat sich ab dieser Zeit mit großem Erfolg, wie ich meine, um die jeweils neue Farb- und Bildgestaltung des Umschlags bemüht. Die *Begegnungen* waren mir ein großes Anliegen, zumal ich hier auch meine Erfahrungen als jahrelanger Schriftleiter des *IANUS* einbringen konnte. Zudem wusste ich, dass die *Begegnungen* für ältere Mitglieder, die nicht mehr die Veranstaltungen der KLE besuchen können, die einzige Verbindung

zur Gemeinschaft herstellen. Zahlreiche Rückmeldungen haben mir das bestätigt. Die Zeitschrift der KLE steht seit 1964 jahrgangsweise gebunden in meinem Regal. Immer wieder durchblättere ich sie, schmökere darin und stoße auf längst vergangene und doch interessante Artikel. Wie bei jeder derartigen, lang existierenden Zeitschrift (sie besteht seit 1947, im jetzigen Format seit 1956) gibt es auch hier ein Auf und Ab, weniger bedingt durch den Wechsel der Schriftleitung seit 1981 (bis 1980 hatte F. M. Kapfhammer das Heft in der Hand) als vielmehr durch die technische Entwicklung im Druckwesen und durch die Arbeitszeit, die dem jeweiligen Schriftleiter und seinen Helfern bis zur Drucklegung des einzelnen Heftes zur Verfügung stand.

Der Moses der Frau Pelikan

In den letzten Jahren war es nicht immer leicht, geeignete Beiträge zu erhalten. Da stieß ich auf die Serie, die in den 1990er-Jahren die damalige Schriftleiterin Dr. Gertrude Ulbel-Reiter akquirieren konnte: Lebenserinnerungen von Mitgliedern der KLE. Besonders stach mir eine Artikelserie von Edltrude Pelikan (1910–1997) ins Auge: „Unter der Walze des Hitlerismus. Meine Erlebnisse als österreichische Lehrerin [1938–1945]“. In den Heften Bg 2/2015–3/2016 druckten wir die 6-teilige Reihe nochmals ab, nachdem K. Wesener die Texte des Originalmanuskripts abgeschrieben und digitalisiert hatte. Ich recherchierte und überprüfte Pelikans Angaben, daraufhin verfasste ich nach dieser Vorlage einen Artikel für die Kulturzeitschrift *David* (Juni 2016), konnte damit einen Redakteur der Kleinen Zeitung interessieren, der seinerseits vier längere Beiträge über den Fall in der Zeitung lancierte (26.3., 6. 4., 26. 5. 2017 und 14. 2. 2018). Das hatte schließlich zur Folge, dass die Moses-Replik, von der Pelikan erzählte und die ihre Mutter, Frau Ella Bauer, die mit einem Juden verheiratet war, unter NS-Zwang dem Joanneum geschenkt hatte, vom Joanneum im heurigen Jahr an den Universalerben der Frau Pelikan, Karl Schweighofer, restituiert wurde. Noch ist nicht klar, wo die Statue (abgebildet am Umschlag von Bg 3/2015) ihren endgültigen Platz erhalten soll. Angedacht ist dzt. das Museum für Geschichte in der Grazer Sackstraße. Fest steht jedenfalls, dass die Statue (neben anderen Memorabilien und Kunstwerken, die nicht restituiert werden konnten) es verdient, in der Öffentlichkeit gezeigt zu werden: Von allen anderen Aspekten dieses

bekanntes Michelangelo-Werke abgesehen, erinnert es an das schlimme Schicksal, das E. Pelikans Stiefvater, der ursprüngliche Eigentümer dieser Replik, bis zu seinem erzwungenen Tod 1942 erdulden musste und das E. Pelikan so eindrucksvoll geschildert hat. Auch das ist eine Geschichte der KLE, wenn man bedenkt, welche Rolle Frau Pelikan – ich hatte sie noch persönlich gekannt – für die KLE und die KLE für Frau Pelikan bis zu ihrem Tod gespielt hatte. Kapfhammer hat ihrer Mutter den Nachruf geschrieben (Wb. 7/8/1965, S. 55), Schweighofer ihr selbst (Bg. 3/1997, S. 32f.).

Der Vorsitz der KLE brachte mir noch zwei weitere Verpflichtungen ein: die (dreimal jährliche) Teilnahme an der KA-Konferenz bei der stets alle Teilorganisationen vertreten waren. Dabei hab ich viel erfahren über die innere Organisation unserer Kirche und der KA. Das andere war die Sorge um die Präsenz des KBW in Andritz, das 2008 verwaist war. Um Letzteres will ich mich weiter kümmern. So mancher Vortrag der KLE fand in Zusammenarbeit mit dem KBW statt. Synergien zu nutzen, ist immer sinnvoll.

Defizite

Bevor ich zum Schluss komme, sollen auch die Defizite der letzten zehn Jahre erwähnt werden. Nicht fortsetzen konnte ich die jährlichen Jahrestagungen der KLE, deren letzte, die 58., 2007 mit Altbischof J. Weber in Graz-Eggenberg stattfand. Zum einen fehlte mir das dazu nötige Netzwerk (wie oben geschildert), zum anderen hatten sich eben die Zeiten geändert: die pädagogische Landschaft, das Durchschnittsalter der Mitglieder, die große Zahl an heute angebotenen Fortbildungsveranstaltungen für LehrerInnen aller Schularten u. a. m. Was die Mitgliederzahl der KLE betrifft, so stehen wir auch jetzt bei ca. 700, etwa gleich viel wie 2008. Wenn man an die vielen Todesfälle denkt, die unsere Zahl verringert haben, gab es also insgesamt dann doch nicht wenige Neuzugänge. In den Heften sind sie zumeist vermerkt. Der neue Werbe-Flyer, den ich für das 65-Jahr-Jubiläum aufgelegt hatte, dürfte sich bewährt haben. An die alte Zahl von über 1000 Mitgliedern wie zu Kapfhammers Zeit reicht die jetzige Zahl freilich nicht heran. Doch liest man die letzte Statistik im KA-Jahresbericht von 2017, sind wir, was die Mitgliederzahl betrifft, an 4. Stelle aller 14 Teilorganisationen. Auch einen eigenen „geistlichen Assistenten“ für uns zu gewinnen, ist mir nicht gelungen. Als ich zu

einem Jubiläum „50 Jahre Türkei-fahrt 1967“ einlud – in Anlehnung an die erfolgreichen Fahrten-Treffen 2016 (Orient-Reisen mit E. Lackner) und 2015 (60 Jahre Nordlandfahrt mit K. Haas) – meldeten sich gerade einmal drei ehemalige Teilnehmer (Bg 3/15, S. 30f; 3/16, S. 50–53; 2/17, S. 61–65).

Mit 1. Juli legte ich mein Amt zurück. Wieso gerade jetzt? Wegen der Zahl zehn? Eher wegen einer anderen Zahl, nämlich sechs. So viele Enkelkinder (davon eines im Säuglingsalter) warten auf ihren „Nonno“. Insgesamt hatte mein Rücktritt mehrere Gründe, u. a. das Gefühl der Überlastung und des Mangels an neuen Ideen. Da freu ich mich, einem viel jüngeren Vorstandsmitglied meinen Vorsitz zu übergeben, nämlich Frau Mag. Katharina Wesener, geb. Stampfer. Ihre Geburt wurde in den Wb 4/1980 angezeigt, ihre Wahl jetzt im Vorstand einstimmig getroffen. Zum Abschluss und zu dieser „Fackelübergabe“ zitiere ich ein Gedicht von Wolfgang Frommel, das 1930 in Berlin in Nachfolge des George-Kreises entstanden ist. Es mag uns heute mit seinem Pathos befremden, desgleichen mit der Stefan George geschuldeten Eigenwilligkeit der Orthographie und Zeichensetzung, aber ich kenne kein besseres, das die Übergabe der Fackel, d. h. des Ehrenamtes, von einem zum anderen thematisiert:

DIE FACKEL

*Ich gab dir die fackel im sprunge
Wir hielten sie beide im lauf:
Beflügelt von unserem schwunge
Nimmt nun sie der Künftige auf.*

*Drum lass mich und bleib ihm zur seite
Bis fest er die lodernde fasst
Im kurzen, doch treuen geleite
Ergreif er die kostbare last!*

*Du reichst ihm was ich dir gegeben –
Und sagst ihm was ich dir gesagt:
So zünde sich leben an leben
Denn mehr ist uns allen versagt.*

Man braucht in diesem Gedicht nur die Personalpronomina zu vertauschen und statt *der die* Künftige einzusetzen, um eine größtmögliche Parallele zur jetzigen Situation zu finden: die Dreieckskonstellation Haas – Pietsch – Wesener. Schlüsselbegriff ist hier neben der „fackel“ die „kostbare last“ am Ende der 2. Strophe. In der Tat, sie war für mich eine „kostbare Last“ (Last lat. *onus, sonus* hingegen Klang, Geräusch, Wort), die KLE. Möge sie Kathi zur Freude und zum Erfolg und nicht zur Last gereichen. Das wünsche ich ihr von Herzen.

Abkürzungen:

GL = Liederbuch „Gotteslob“; HR = Hofrat; KBW = Katholisches Bildungswerk
 KA = Katholische Aktion (wovon die KLE die älteste, 1945 gegründete Teilorganisation ist)
 KLE = Katholische LehrerInnen- und ErzieherInnenengemeinschaft (bis 1993 GKE = Gemeinschaft katholischer Erzieher)
 Wb = *Werkblätter* (1947–1993), Bg = *Begegnungen* (seit 1994)

Ausblick



Der neue Vorstand der KLE: R. Haring, K. Haas, H. Schlacher, K. Pachatz, K. Wesener, R. V. d. Hellen, V. Zwitter, M. Gollowitsch, O. Wurnig, G. Zwicker, W. Reisner

Katharina Wesener

Liebe LeserInnen der „Begegnungen“, liebe Mitglieder der KLE! Ich darf mich hier als neue Vorstandsvorsitzende der KLE bei Ihnen vorstellen.

Erzählungen über Marokko, die Bauchbinde in der Wüste, Afghanistan, die Buddhastatuen von Bamiyan, Übernachten auf dem großen Ar, Skorpionsuche in Schlafsack und Schuhen, Ägypten, viele große Konservendosen vor der Abfahrt, Fahrtentreffen, wandern in Kals, die Familiensingwoche in Seggauberg ... – so lernte ich als Kind die KLE und einige ihrer Mitglieder als Freunde kennen und schätzen.



Katharina Wesener mit Gatten Christian und zweiter Tochter Klara Antonia

Geboren wurde ich als Katharina Stampler 1980 in Graz. Nach der Volksschule in Deutschfeistritz und der Matura am BG Rein begann ich 1998 das Studium für Geschichte, Sozialkunde und politische Bildung und Germanistik an der Karl-Franzens-Universität Graz. Im Rahmen eines Erasmus-Aufenthaltes lernte ich dann ein Jahr lang Norwegen kennen und besuchte dort den Kurs „Deutsch als Fremdsprache“ an der „Høgskolen i Halden“. Nach Abschluss des Studiums und dem Probejahr am BG Rein unterrichtete ich als Sprachassistentin ein Jahr in Ljubljana/Slowenien und anschließend vier Jahre an der Neuen Mittelschule Straßgang, bevor ich wieder an das BG Rein zurückkehrte, wo ich seit damals unterrichte. Neben meiner Ausbildung spiele ich seit meinem sechsten Lebensjahr Geige, am liebsten in diversen Orchestern und anderen Ensemblebesetzungen. Außerdem sang ich über zehn Jahre im Domchor Graz und nahm unter der Leitung von Domkapellmeister Josef Döller an vielen großen Aufführungen und dem Besuch Papst Benedikts XVI. 2007 in Mariazell teil. Das Theater im Sensenwerk begleite ich seit meinem achten Lebensjahr musikalisch und arbeitete sechs Jahre lang in der Grazer Konzertagentur.

Meine christlichen Wurzeln sind in der Pfarre Deutschfeistritz, in der ich immer wieder vor allem auch musikalisch aktiv war und bin. Was mir erst später im Kontakt mit anderen Pfarren bewusst wurde, ist die seit Jahrzehnten gelebte Ökumene in unserem Pfarrverband: Schon als Kinder waren wir regelmäßig in der evangelischen Kirche in Peggau, nahmen an Veranstaltungen der evangelischen Gemeinschaft teil und die evangelischen MitschülerInnen feierten die kirchlichen Feste mit uns. Auch dieser Aspekt hat mir an der KLE sehr gut gefallen, dass bereits in den Statuten von 1960 niedergeschrieben wurde, dass die Gemeinschaft auch allen Personen offen steht, die eine christliche Gemeinschaft suchen.

2015 bekam mein Leben eine neue Ausrichtung: Nach meiner Hochzeit mit Christian Wesener kam unsere erste Tochter Lea Helena auf die Welt und 2017 dann unsere zweite Tochter Klara Antonia.

Die KLE hat mich in all dieser Zeit vor allem durch die Erzählungen und Erinnerungen meiner Eltern, Helmut Schlachers und Erwin Lackners begleitet, und 2013 stieg ich dann aktiv als Schriftführerin in den Vorstand ein. Der Ruf zur Vorstandsvorsitzenden überraschte mich heuer allerdings sehr, da ich weder auf eine honorige Karriere zurückblicken kann noch besondere Kontakte besitze. Es ist mir aber eine besondere Ehre, diese Institution eine Zeit lang leiten zu dürfen. Einer der zentralen Werte der KLE ist und war immer die Gemeinschaft, die aus vielen Individuen mit hervorragenden Ideen und Talenten besteht. Ich sehe es als meine Aufgabe, diese Ideen mit Hilfe des gesamten Vorstandes aufzugreifen, weiterzuentwickeln, zu koordinieren und zusammen mit den Damen des Katholischen Bildungswerkes Hilfestellungen in der Organisation zu bieten. Es geht darum, über Jahrzehnte Gewachsenes weiter zu pflegen und daneben Neues aufzugreifen und zu sehen, ob es Zuspruch findet. Einige Ideen der KLE zur Gründungszeit, nämlich zum Beispiel Erziehungspersonal, die neuesten Forschungstheorien auch in entlegene Wirkungsstätten zu transportieren, haben sich heute – in Zeiten des Internets – erübrigt. Andere Ideen gewinnen dafür in unserer Gesellschaft wieder mehr an Wert – vor allem die Gemeinschaft: gemeinsam zu wandern, zu singen, zu lachen. Eines der Ziele der KLE, das Individuum in der Gesellschaft zu stärken, hat heute mehr

Bedeutung denn je, da es in unserer postmodernen Gesellschaft wenige Anhaltspunkte für den Einzelnen gibt. Auf der einen Seite haben sich Generationen viele Rechte und Freiheiten erkämpft und wir leben in einer Welt, in der nahezu alles erlaubt oder zumindest geduldet ist. Das bringt auch eine gewisse Beliebigkeit mit sich – wonach soll ich mich richten, wo kann ich mich anlehnen, an wem oder was mich orientieren. Auf der anderen Seite fordert die Wirtschaft die Menschen immer stärker – immer mehr Leistung, mehr Wachstum, mehr Geld, bis der Einzelne nicht mehr kann und zerbricht, ins „Burn-out“ geht oder eine andere, durch Stress verursachte Krankheit bekommt. Daher braucht der Mensch Bereiche, in denen er einerseits loslassen, sich zurücklehnen, etwas genießen kann, sich andererseits aber auch in seinen persönlichen Interessensgebieten fortbilden, seine Werte reflektieren und sich mit anderen austauschen kann – unabhängig davon, ob es ihm beruflich „etwas bringt“ – und ähnlich gesinnte Menschen findet, mit denen er seine Ideen teilt und verwirklicht.

Mein Ziel für die Zeit als Vorstandsvorsitzende ist es, das „Alte“ zu erhalten und daneben Raum für Neues zu schaffen. Dazu möchte ich die zentralen Leitbilder der KLE in den Mittelpunkt stellen – die christlichen Werte, die christliche Gemeinschaft, die Stärkung des Einzelnen in dieser Gemeinschaft und die Verbindung von Bewegung und Bildung. Es soll auch wieder die Möglichkeit geschaffen werden, strittige Fragen der Gesellschaft zu erörtern und zu diskutieren, was schon in der Satzung von 1960 niedergeschrieben wurde.

In diesem Sinne bitte ich auch Sie, liebe Mitglieder und LeserInnen der *Begegnungen*, als Teil dieser Gemeinschaft nicht nur unsere Aktivitäten zu verfolgen, sondern auch aktiv Anregungen und Ideen beizusteuern – was liegt Ihnen am Herzen, was belastet Sie im Alltag, was hilft Ihnen weiter, was fehlt Ihnen, was freut Sie besonders, wozu hätten Sie gerne mehr Informationen – die wir dann aufgreifen können, und vielleicht entwickelt sich aus einer Ihrer Ideen eine neue, wunderbare Veranstaltung oder eine Diskussion in den *Begegnungen*, die bei vielen anderen das Herz höher schlagen lässt.

Unsere zwei neuen Vorstandsmitglieder



*Mag. Valentin Zwitter und
Mag. Werner Reisner*

Werner Reisner

Geboren am 31. 08. 1960, Volksschule Peggau, Unterstufe BRG Kepler in Graz, Försterschule Bruck/Mur, Studium der Theologie in Graz. Seit 1985 Lehrer für r.k. Religion im BG Rein. Verheiratet, drei Söhne. Interessen: Menschen und ihre Sicht auf die Welt. Lesen, Reisen und faul nicht alles wissen wollen und nicht überall dabei sein müssen.

Valentin Zwitter

Ich, Valentin Zwitter, bin 1978 in Graz geboren und lebe mit meiner Familie in Peggau bei Graz. Mit meiner Frau Regina bin ich mit unseren Söhnen Matthias Jonathan, 5 Jahre, und Jonas Samuel, 4 Jahre, gerne in der nahen Umgebung und in der Natur unterwegs.

Ich studierte in Graz Theologie und begann schon sehr früh mit dem Chorleiten in Jugend- und Erwachsenenchor in der Steiermark. Meine musikalische Ausbildung dafür erhielt ich am Konservatorium für Kirchenmusik der Diözese Graz-Seckau und im Universitätslehrgang für Chorleitung an der KUG Graz. Von 2002 bis 2013 war ich Landesjugendreferent des Chorverbandes Steiermark. 2011 initiierte ich in Kooperation mit dem Landesschulrat für Steiermark das Projekt Meistersinger, ein vokales Gütesiegel für Schulen. Mittlerweile sind 162 Schulen mit mehr als 6000 SängernInnen in diesem Projekt erfasst.

Seit 2007 unterrichte ich Religion am Bischöflichen Gymnasium in Graz, 2008 wurde mir die Aufgabe übergeben, den Schulchor am Bischöflichen Gymnasium zu leiten. Derzeit singen rund 100 SchülerInnen in verschiedenen Formationen. Konzerte, Wettbewerbe, internationale Chorfreundschaften und Chorreisen stehen regelmäßig am Programm. Besonders am Herzen liegt mir die A-cappella-Musik. So gibt es eine sehr erfolgreiche A-cappella-Formation am Bischgym, selbst singe ich aber seit nun 15 Jahren als Tenor in der steirischen A-cappella-Formation „Just Five“, mit der ich in Konzerten vor allem in der Steiermark und in Kärnten auftrete. In meiner Freizeit steige ich gerne auf Berge auf verschiedenste Weise. So bin ich zu Fuß, mit dem Mountainbike oder auch mit Skiern unterwegs. Die Julischen Alpen und das Friaul haben es mir besonders angetan.

Zur KLE bin ich auf adventlicher Zugfahrt durch Gertrud Zwicker gestoßen.

Rückblicke

Start ins Lehrerleben

Margarete Pflieger

Man hat mich mit der Gondel auf den Schöckel geschickt, um von dort auf der Nordseite mit dem Sessellift hinunter zu meinem Dienstort zu fahren, der da hieß: Plenzengreith, Gemeinde Stenzengreith, Hintersteiermark. Schließlich ging ich zu Fuß von Radegund zum Schulort, nachdem mich die Gondel wieder talwärts gebracht hatte. Nach etwa eineinhalb Stunden hob sich eine Häusergruppe vom Schnee ab. Durch Größe und Bauart war das Schulhaus rasch zu erkennen. Es war fast Mittag. Ich klopfte an eine Klassentür und eine nette Lehrerin öffnete mir: „Grüß Gott, sind Sie die versprochene Schulleiterin?“ Ich mußte sie enttäuschen und verneinen. Frau Berger war trotzdem froh, mich zu haben, und wir wurden ein

gutes Team. Ich bekam die erste Klasse mit drei Schulstufen und 17 Schülern, die Kollegin unterrichtete die 4. bis 8. Stufe. Sie bewohnte das Lehrerzimmer im Schulhaus. Die Leiterwohnung war versiegelt, so musste ich rasch eine Bleibe suchen und fand diese im einzigen Gasthaus, dem Schöckelnickl. Zum Schlafen stand mir eine nicht beheizbare Kammer im Dachgeschoß zur Verfügung, und das im Jänner. Die freundliche Wirtin machte abends einen großen Stein im Rohr heiß, wickelte ihn ein, reichte ihn mir dann als Bettwärmer. Die Zahnbürste frohr mir einige Male ein. Tagsüber, d. h. die Zeit nach dem Unterricht – ich ging ca. zehn Minuten – verbrachte ich wie in einer Familie. In der Küche stand neben dem großen Tischherd ein riesiger Holztisch. Hier wurde gegessen – übrigens sehr gut –, getrunken, Karten gespielt und Vorbereitung geschrieben. Ich fühlte mich wohl, man nahm mich herzlich auf. Das jüngste Kind der Wirtsfrau ging in meine Klasse. (Wir stehen heute noch in Kontakt.) Im Frühjahr wurde die Leiterwohnung freigegeben. Ich nahm mir das erste Zimmer, die Küche konnten wir erst später benützen. Der Raum war total leer, nichts außer einem kleinen Ofen. Mein erster Haushalt. Familie Schinnerl hatte ein eisernes Bett für mich, Tisch und Sessel kamen von anderen Nachbarn. Ein Wasserbankl, worauf ich meinen Spirituskocher hinstellte, machte mir der Bürgermeister selbst. Ich kaufte mir zwei Kaffeetassen mit Kännchen und Tellern. An manchen Samstagnachmittagen konnte ich nach Graz fahren, einkaufen oder die Heimstunden unserer Grazer Runde besuchen. Der Fußweg von und zum Bus nach Radegund war nichts Neues mehr. Eine Familie hatten wir besonders ins Herz geschlossen. Wir durften mit jedem Problem zu ihnen kommen. Sie hatten ein Radio (mit Batterie – Strom gab es noch nicht). So war die Sendung „Die große Chance“ mit Maxi Böhm ein fixes Programm geworden. Wir genossen die Herzlichkeit der ärmlichen, kinderreichen Familie. Der Vater war Invalide, besaß aber eine hohe Intelligenz und vor allem einen gesunden Humor. Einmal gingen wir zu dritt – meine Schwester war zu Besuch – zur samstäglichen Sendung. Es wurde spät, aber wir brauchten nur etwa fünf Minuten bis zum Schulhaus. Wir erstarrten. Die Haustüre stand offen. Ohne ein Wort zu reden, machten wir kehrt und eilten zu unseren Freunden zurück. Es war für uns gar nicht witzig – als sie unseren Report mit Lachen quittierten. „Habt’s halt vergessen zum

Zusperrern!“ Wir waren uns aber sicher, es getan zu haben. Der älteste Sohn begleitete uns zurück, durchsuchte alle Räume und Winkel des Schulhauses. Keine Spur von einem Einbrecher, kein Durcheinander. Peter schlief trotzdem bei uns im Haus. Dass diese Geschichte im Ort die Runde machte, nahmen wir gelassen zur Kenntnis. Diese drei Weiberleut’!

Einmal hatte einer die Superidee, nach Semriach ins Kino zu gehen. Ich schloss mich der Gruppe gerne an. Nach ca. eineinhalb Stunden erreichten wir den im Pfarrhof gelegenen Kinosaal. Alles finster. Und jetzt? Jemand klopfte an ein beleuchtetes Fenster. „Wann fangt das Kino an?“ „O mei, mir habn schon long koa Kino mehr“, lachte die Frau. Nach diesem Schock wurde in ein Gasthaus eingekehrt, wir stärkten uns für den Heimmarsch, diesmal bergauf. Ein Einheimischer setzte sich zu uns. Meine Freunde kannten ihn. „Des is unsa Bäck!“ Ich fragte, ob er den Schinnerl Poldl kenne (ein Bekannter aus der Grazer Jugendgruppe). „Ja, das ist mein Cousin.“ Danach ergab sich ein Gespräch, nett, unterhaltsam, fast gescheit. Wir mussten heimgehen. Heute würde man sagen: „Man sieht sich“.

Nach einigen Wochen ging ich alleine in die Kirche nach Semriach. Im Gewühl der Leute entdeckte mich der Bäck, sichtlich erfreut – hatte ich das gar erwartet? Wir machten einen Spaziergang zur Lurgrotte, die seinem Großvater gehört hatte. Dann wurde ich auf einen Kaffee eingeladen. Neben der Bäckerei gab es ein winziges Cafe. Es war Mittag und das Lokal leer. „Was darf ich Ihnen bringen, kleiner, großer, schwarzer, brauner, verlängerter Kaffee?“ Ich hatte keine Ahnung, kannte diese Ausdrücke nicht. „Irgend-einen bitte!“ War ich wirklich noch nie vorher in einem Cafe gewesen? Ich war doch schon 20. Den Kaffee brachte nach einiger Zeit eine stattliche Frau, die Chefin selbst. Wir waren beide verlegen und versuchten, belangloses Zeug zu reden. Wir waren uns aber sympathisch und fanden gemeinsame Ansichten usw.; ich sollte beim nächsten Kirchgang wieder auf einen Kaffee kommen. Ihr Sohn – das erfuhr ich Wochen später – soll am besagten ersten Tag in die Küche gestürmt sein und aufgeregt gesagt haben: „Mutter, geh aussu ins Cafe, da sitzt ein Fräulein draußen, dö heirat i.“ So war es auch, ein Jahr später wurde der Grundstein für die Großfamilie gelegt, die fünf Kinder, zwölf Enkel und 1zehn Urenkel umfassen würde.

Was sagt mir persönlich der Zeitraum 1918 bis 1948

Margarete Pflieger

1918: Ende des 1. Weltkrieges. Großvater ist damals Bürgermeister von Graz-Andritz und kann vielen Menschen in der Hungerszeit helfen. Eine Zeitzeugin hat mir als Schülerin in Graz davon erzählt.

1928: Vater bekommt eine Lehrerstelle in Gasen zugewiesen und wirkt dort als Schulleiter und Volksbildner bis zu seinem Tod. Es folgt seine Familiengründung. Und – wichtiges Ereignis: Ich habe beschlossen, auf die Welt zu kommen, als erstes von fünf Kindern. Von den unruhigen Zeiten bekomme ich nichts mit. Das ändert sich gewaltig im Jahre

1938: Umbruch, Umsturz, Anschluss – „Heim ins Reich“; ich beginne die Schule. Fünf Jahre VS Gasen, dann drei Jahre HS Birkfeld. Vater wird vom Oberlehrer zum Lehrer degradiert. Darf die Orgel nicht mehr spielen und entgeht knapp der Verhaftung. Ein Parteigenosse soll zum Trupp der Hausdurchsuchung gesagt haben: „'n Schlacher lossts do, den brauch ma no und die Frau kriegts vierte Kind.“ Danke – Unbekannter!

Kriegserklärung. Auch Vater muss einrücken, wird Gott sei Dank der Schreibstube zugewiesen. Nach der VS heißt es erstmals „weg von daheim“.

Ich – später auch meine Schwester – werde auf einen Kostplatz gebracht, d. h. sechs Tage Schule und Wohnen in Birkfeld, am Samstagnachmittag 13 km zu Fuß nach Gasen gehen, am Sonntag den gleichen Weg retour. Es gibt keinen Bus. Privatautos auch nicht, der Postzenzl ist mit seinen Rössern die einzige regelmäßige Fahrgelegenheit. Manchmal gelingt es, dass ich aufsitzen darf. Leider gibt es drei Gasthäuser auf der Strecke – sie ahnen, was das heißt ... Wenn der Fuhrmann auf dem Bock schläft, und das kommt öfter vor, bleiben die Pferde automatisch bei jedem Gasthaus stehen. Auf dem Bauernhof, meinem Kostplatz, gibt es neben einer Tante drei Vollwaisen, einen alten, verletzten Knecht und drei Kriegsgefangene: den Polen Stani, den Russen Simon und die Ukrainerin Maria. Knecht Franzl schimpft oft lautstark über die Nazis – da weiß ich schon, dass es irgendwie gefährlich sein kann, das Falsche zu sagen. Der Lehrplan ist großdeutsch vorgeschrieben: Hitlers Lebenslauf, Germanen, Deutschland, Lieder – wie bekannt. Der Unterricht wird oft durch

Fliegeralarm unterbrochen, was uns nichts ausmacht. Ich höre noch die Bombengeschwader über unsere Gegend Richtung Graz fliegen. Ein unheimliches Geräusch. Eines Tages verschwindet ein Mädchen aus meiner Klasse.

Kurz darauf findet man ihren Vater, erschossen, in einem Sandhaufen verscharrt. Er war Jude. Unser Heimweg nach Gasen führt an dem Ort vorbei – da gehen wir eilends vorbei. Es kommt ärger. Der beliebte Arzt Dr. Teuschl wird abgeholt und nie wieder gesehen. Niemand spricht laut darüber. Ich erlebe, wie ein Trupp Gefangener durch den Markt getrieben und verspottet und angespuckt wird. Die Front aus dem Osten kommt immer näher. Die Schule wird geschlossen. Wir bleiben daheim in Gasen. Zu Ostern müssen wir die Wohnung räumen. Ein Onkel bietet uns mit Sack und Pack Unterkunft. Ein Ochsespann bringt unsere Habe zum kleinen Hof des Onkels, wo wir im Boden (Dachboden) unsere Lager herrichten. Bruder Alfred ist selten da, ihn interessieren die Soldaten und ihre Fahrzeuge zu sehr, das deutsche Heer zieht sich nämlich zurück und will über das Strassegg ins Murtal. Die Sandstraße ist weich und viele Fahrzeuge bleiben stecken oder rutschen in den Bach. Dann eine schlechte Nachricht. Pfarrer Graßl ist von der SS verschleppt worden. Bald ist Hitler tot. Der Horror geht weiter. So großes Chaos hat das kleine Dorf noch nie erlebt. Im Schulhaus werden flüchtende Ungarn einquartiert, sie führen teilweise ihr Vieh mit, auch Pferde. Kriegsende – hurra – jetzt kommt die nächste Welle aus dem Osten – das russische Heer zieht durch, wieder bietet das Schulhaus Unterkunft. Die weibliche Jugend unserer Großfamilie richtet im dichten Jungwald ein Lager ein. Neun Tage bleiben wir im Versteck. Ein Cousin bringt uns täglich zu essen ...

Wir verständigen uns mit einer vereinbarten Pfeifmelodie. Die Russen haben Onkels Haus durchsucht – Mutter war mit den zwei kleineren Kindern in einem Dickicht versteckt.

Sie hören die Russen vorbeireiten. Klein-Helmut kann mit getrockneten Kirschen ruhiggehalten werden. Bald kehren wir ins Dorf zurück. Von Vater wissen wir nichts, bis ein Heimkehrer von seiner Gefangenschaft berichtet. Bauern und Arbeiter werden als Erste entlassen.

Wir wissen, es geht ihm gut, er erhält aber keine Nachrichten. Wir besuchen bis Juli wieder die VS, die Hauptschule dient noch bis zum Herbst als

Lazarett. Langsam beruhigt sich die Lage. Wir sind Kriegsgewinner: Fredl bringt Unmengen von Drähten, Schrauben und Eisensachen heim, die überall herumliegen. Mutter entdeckt eine Steppdecke im Schlamm, zieht sie heraus und wäscht sie. Es ist tatsächlich eine schöne Decke.

Irgendwann im Sommer klopft es nachts an der Tür: Ich mache einen Spalt auf und erschrecke. Ein bärtiger, alter Mann steht vor mir. Ich weiche zurück: „Ja Greter!“ Vater!! Als Erste darf ich Vater umarmen! Jetzt wird alles wieder gut!

Die beiden Texte wurden von der Autorin im Rahmen der biografischen Erzähl- und Schreibwerkstatt – Bürgerbeteiligung der Gemeinde Gratwein-Straßengel verfasst und vorgetragen.

Kindheit und Jugend in inhumaner Zeit. 3. Teil, 1944–1945

Gustav Zankl

Luftschutzkeller und Schlossbergstollen

Am letzten Oktobertag 1944 begann mein Kurzurlaub nach dem Ankenstein-Einsatz. Es sollte ein Krankenstand bis April 1945 werden. Eine zuerst nicht erkannte, verschleppte Hepatitis erweiterte alle vier Wochen meinen Krankenstand. Der 1. November 1944 war kein nasskalter Allerheiligentag wie in den Jahren davor. Der Himmel tiefblau und die Sonne strahlte hart und intensiv. Keine letzte milde Wärme für die große Süße der Trauben. Es ist früher Vormittag, die Sirenen heulen, verspäteter Alarm. Die Flak-Geschütze bellen. Als wir in den Keller hasten, ist es, als würde Sand von einem Lastwagen abgeladen. Dumpfe Explosionen, sie wurden immer lauter, das Licht zitterte, die Einschläge kamen näher. Das Licht erlischt, Kinder schreien, Kerzen werden entzündet. „Gegrüßet seist Du, Maria ...“-Gebete hängen zitternd, von weinenden Stimmen gesprochen, in der muffigen Luft, als wollten sie eine Schutzhülle gegen das Inferno wölben. Die Explosionen werden dumpfer, Gebete verstummen. Die Glühbirne beginnt zu flackern und die Kerzen werden gelöscht. Die erste „Welle“ ist vorüber.

Nach dem Krieg, Jahrzehnte später, einmal in New York im MOMA und später in Madrid vor Picassos „Guernica“, sollte ich wie damals dieses flau Gefühl in der Magengegend und diesen trockenen Mund wieder bekommen. Hier vor dem Bild zittern plötzlich meine Knie. Nur eine Kriegsgeneration mit ihrer Luftschutzkellererfahrung kann jenen Aspekt dieser Bildwirklichkeit erfassen. Für alle anderen bleibt es „Betrachtung“ einer interessanten Gestaltung, chiffrierte Literatur, bestenfalls ein Staunen über eine skurrile Zeit. Jede Gewalt, jedes Kriegseignis gebiert immer wieder ein neues „Guernica“.

Von unserer Wohnung in der Harrachgasse waren es ca. 500 Meter durch den Stadtpark bis zum Eingang des Schloßbergstollens beim Paulustor/Landesturnhalle. Er war gleich am Anfang eines Spazierweges entlang der Ostseite in den Schlossberg getrieben worden. Die Stollen führten von zwölf Seiten radial in den Berg und waren innen miteinander verbunden. Das Material wurde über Feldbahnen mit Dieselloks an die Westseite des Berges gebracht und in die Mur gekippt. Jahrzehnte später waren diese Halden noch zu sehen, bis das jährliche Schmelzwasser im Frühjahr sie gänzlich wegschwemmte. Gearbeitet wurde in vier Schichten, von einheimischen Bergarbeitern, gefangenen Engländern und Fremdarbeitern verschiedener Nationen. Die Stollen waren roh ausgebrochen, an der Decke provisorische Leuchten montiert, in der Mitte die Feldbahngleise, links meist die Lüftungsröhre mit bis zu 40 cm Durchmesser, darauf Sitzbretter. In den Seitenstollen Sanitäranlagen, Mutter-und-Kind-Abteile. Dieses Stollensystem unter dem Schloßberg fasste während der großen Luftangriffe zwischen November 1944 und April 1945 jedes Mal bis zu 60 000 schutzsuchende Grazer.

Es war Ende Februar, als ich an einem Abend mit meinem Freund Armand im Schubert-Kino die „Feuerzangenbowle“ mit Heinz Rühmann sah. Plötzlich öffneten sich die Seitentüren und wir hörten den Alarm, die letzten Bilder flimmerten noch über die Leinwand und alles drängte ins Freie. In der Mitte der Sporgasse gab es einen Stolleneingang, den man durch die Keller dieser Häuser erreichen konnte. Auf dieser Seite des Berges ist das Dolomitgestein besonders hart. Wir waren kaum im Stollen, als ich mich mit der Hand an der Felswand abstützte und ein eigenartiges Kribbeln an der Handfläche spürte. Es waren die explodierenden Bomben, die draußen auf die Stadt fielen.

Nach der Entwarnung, kaum aus dem Stollen, flüsterten die Leute: „Nachtangriff auf den Hauptbahnhof und die Annenstraße.“ Wir wurden bleich, denn dort wohnten wir. Massen drängten überall aus den Stollen. Wir liefen und überholten die Leute, die ihre Säcke und Taschen schleppten. Vor uns der Himmel im Westen von Graz hell erleuchtet, gespenstisch die schwarzen Häusersilhouetten. Es gab keine Straßenbeleuchtung. Nach der Barmherzigenkirche wurde es noch heller, und von dort gab es den ersten Blick auf die Annenstraße. Im oberen Abschnitt beim Bahnhof überall Brände, auch der Asphalt brannte. Vor uns hingen die Drähte der Straßenbahn, Glas knirschte unter den Sohlen.

Ich schlich in die Kernstockgasse. Aufatmen, unser Haus stand noch, Mama war daheim. Die Lederfabrik Rieckh brannte. Die Lohemagazine in den Kellern rauchten und glosteten noch drei Wochen. Sie waren nicht zu löschen. Der Bahnhof war zerstört, für ganze drei Stunden unpassierbar, dann rollten die Züge über die Provisorien – bis zum nächsten Angriff. Die vollständige „Feuerzangenbowle“ sah ich erst Jahre später.

In mehreren Gassen, die zum Stadtpark führen, werden Holztrams der zerbombten Häuser quer zur Straße vier Meter hoch in zwei Reihen eingegraben und mit Schutt hinterfüllt. Für den Panzersperrenbau werden alle herangezogen, aber es sind nur mehr wenige Menschen in der Stadt. Sie dürfen mich nicht erwischen. Ich sollte bereits in Marburg sein, der Krankenurlaub ist längst abgelaufen. Wir schlafen abwechselnd in der Harrachgasse, dann wieder in der Kernstockgasse. Mama weckt mich: „Hörst du nicht die Flugzeuge?“ „Ach was, das sind die Russen mit ihren 50kg-Bomben, ich will weiterschlafen.“ Die Bomben explodieren in nächster Nähe. Wir hasten zum Stollen. Alles ist finster, nur schemenhaft sieht man Leute laufen. In der Kastanien-Allee vor dem Paulustor stolpere ich in einen Bombenrichter, eine Hand ragt aus der Erde. Ich fasse sie nicht einmal an, rapple mich hoch, Mama kommt nachgelaufen, wir erreichen den Stollen. Die nächsten Bomben fallen.

Das Ende vom Ende – und der neue Anfang

Eines Tages steht Gerti, ein Mädchen aus der Nachbarschaft in der Harrachgasse, mit ihren dicken langen Zöpfen in der Tür. Sie spricht ruhig,

gelassen, aber unglaublich bestimmt: „Du packst jetzt deine wichtigsten Sachen und in einer halben Stunde bringe ich dich raus, hinauf auf die Berge zu meinem Onkel bei Arnfels. Niemand soll dich hier erwischen.“ Sie war erst knapp dreizehn Jahre alt. Diese Zeit ließ viele junge Menschen für ungewöhnliche Entscheidungen hart und reif werden. Sie wusste Bescheid, wann der Zug vom Köflacher Bahnhof abfuhr, wie man die Militärstreifen umging und warum der letzte Waggon, bevor der Zug zu rollen begann, bestiegen werden musste. Graz war zur Festung erklärt. An Säcken und Koffern, Zivilisten und Uniformierten vieler Waffengattungen, Verwundeten und Kleinkindern, die brüllten, vorbei versuchten wir einen bestimmten vorderen Waggon zu erreichen. Ich hatte ihre Absicht nicht durchschaut, ich folgte, ohne zu fragen. Sie hatte plötzlich einen Platz gleich neben dem offenen Eingang des zweiten Waggons nach der Dampflok gefunden ...

Wir hatten Frauental erreicht. Die Kettenhunde, die Militärpolizei, stiegen zu. Ich überlegte kurz, zum nächsten Waggon zu gehen. Gerti unterdrückte jede meiner Bewegungen. Da standen sie breitbeinig vor mir, die Maschinenpistole griffbereit umgehängt, und forderten Ausweise, Papiere, Fahrtziele inklusive der Fahrkarten. Gerti hielt unsere Fahrkarten hin, nannte die Endhaltestelle Wies. Bevor ich gefragt wurde, holte ich meine Einberufung nach Marburg aus der Tasche. Der Feldwebel las das Papier und sagte schroff: „Das ist die falsche Richtung.“ Ich fiel ihm ins Wort, bevor er einen Befehl erteilen sollte, sagte „Jawoll“, nahm Haltung an. „Die Hauptstrecke ist zerbombt, ich will über Wies ins Drautal gelangen und mit irgendeinem Heeresfahrzeug Marburg erreichen.“ Ich hatte keine Ahnung, ob die Strecke Graz – Marburg wirklich defekt war. Es war jene Führerart, arrogant zu handeln, die ich ja gelernt hatte. Der Feldwebel stutzte, holte einen Stempel und ein Stempelkissen aus seiner ledernen Umhängetasche, schrieb einen Text, einen Befehl, wie ich nachher las, auf meinen Zettel, stempelte zweimal ab und sagte zu mir: „Damit hat dich jedes Fahrzeug mitzunehmen.“ Ich schlug die Haken, die Absätze meiner Schuhe zusammen, dass es knallte, und sagte so scharfkantig wie möglich „Jawoll“, nicht Jawohl. Gerti sah mich staunend an, sagte kein Wort. Im Waggon hinter uns wurde es turbulent. Durch das Türfenster sah ich ein Handgemenge mit

der Militärpolizei. Der Zug fuhr in Deutschlandsberg ein. Zwei Soldaten, gefesselt, trieben die Kettenhunde vor sich her. Ihr Schicksal war besiegelt, sie werden wegen Fahnenflucht erschossen. Fast wäre ich auch dabei gewesen.

Waldwege, Feldwege, Dörfer umgehend näherten wir uns Arnfels. Mittagszeit, den Bach entlang, durch Hausgärten und Hinterhöfe, im Haustor abwarten, dann über die Hauptstraße ins nächste Haus und wieder über Hinterhöfe, neben einem Schweinestall vorbei, Hühner flogen auf. Wir waren auf der anderen Seite des Dorfes und gingen einen Waldweg bergauf. Als die Spannung gerade etwas nachlässt, springen zwei, drei Männer hinter den Bäumen hervor, die Maschinenpistolen im Anschlag. Unterschiedliche Uniformteile, einer mit einer Schiffchenmütze mit dem roten Sowjetstern, Partisanen. Die Überraschung, heute würde man sagen: der Schock, ist total. Ich frage völlig verstört: „Seid’s ihr Banditen?“ Schneller als eine Antwort hatte ich eine Ohrfeige eingefangen. Der Dritte, das konnte ich zuerst nicht erkennen, war ein Leutnant der Tito-Partisanen. Er sprach gebrochen Deutsch. Woher, wohin – jetzt antwortete Gerti, während mich der Zweite durchsuchte. In der Rockinnentasche hatte ich die von der Militärpolizei mehrfach bestätigte Einberufung, im Rucksack eine Pistole. Schon hatte er das Papier triumphierend in der Hand und übersetzte es dem Leutnant anscheinend Wort für Wort. Einige Gespräche folgten zwischen den dreien. Der Leutnant kam einen Schritt auf mich zu und griff nach hinten an die Koppel. Ich wurde sicher bleich, denn ich erwartete, er greift nach seiner Pistole. Wieder diese existentielle Angst, tausend Gedanken gleichzeitig entscheiden zwischen Angriff oder Abwarten. Angriff ist sinnlos, außerdem gefährde ich Gerti. Welche Wertigkeiten entscheiden in solchen Situationen? Es entsteht ein Gefühl des Schwebens. Er hält mir eine Feldflasche hin, lächelt und klopf mir auf die Schulter. Ich nehme zögernd die Feldflasche, schraube sie auf und setze sie an. Ein kräftiger Schluck Sliwowitz gibt mich, meine Gedanken und Emotionen in diese reale Welt zurück. Die Gruppe hat meine Situation erkannt, nun war ich, so meinten sie, einer der Ihren. Sie würden uns übermorgen bei Gertis Onkel aufsuchen. Meinen Schein nahmen sie mit, was in der neuen Situation hilfreich war und auch

weiterhin sein sollte, denn 400 m weiter den Waldweg bergauf blickten wir in die Mündungen eines MG 42 und einiger Karabiner einer Heeresstreife.

Das Gehöft von Gertis Onkel lag fast geduckt in einer Senke. Ein Weg führte leicht abfallend durch den Hof und trennte das Stallgebäude vom Wohnhaus. Hinter dem Stallgebäude, auf einem kleinen Hügel neben dem großen Vogelkirschbaum, stemmt sich das hölzerne Mühlenhaus mit seinen vier großen Flügeln gegen den Wind. Von hier konnte man nach Süden, fast in gleicher Höhe, das Schulhaus und die Kirche (heute wieder in Slowenien), nach Norden, tief unter uns, Arnfels und bei klarem Wetter weit übers steirische Land bis ins Grazer Feld sehen. Die markante Bergform des Schöckels war für mich der Orientierungspunkt. Wir waren Kriegsgebiet, und einige Gehöfte sah ich während meiner vier Wochen, die ich dort verbrachte, brennen und Menschen vor Panzerspähwagen als lebendige Schilde dem sicheren Tod entgegengehen. Während ich die Kühe hütete, war ich Ziel einer Vierlingsflak aus dem Tal, die mich als „Späher“ ins Visier nahm. Wie Finger griffen die Leuchtspurbahnen der Geschosse den Hang herauf nach mir. Die Kühe über den Hügel jagend, zischten die Geschosse über uns hinweg und zerbarsten am Gegenhang.

Immer wieder tauchte der kleine Partisanentrupp auf. Osim, der Leutnant, wollte mich unbedingt dazu überreden, zu seiner Einheit zu kommen. „Du wirst sehen, wir gehen bis Semmering und du wirst ‚Fira‘ in Steiermark.“ – „Ich werde nix ‚Fira‘, und du wirst nix gehen bis Semmering, da oben hinter der Mühle ist die alte Grenze und da wird sie wieder sein.“ Er reagierte gar nicht auf meine frechmutigen Argumente. „Wenn ich werde dich brauchen, ich werde kumman dich holen“, und er lachte hell auf und schlug mir auf die Schulter.

In den klaren Nächten, von hier oben sichtbar, fraßen sich die Brandlinien des Frontverlaufes immer näher heran. Der Ostwind trug den Geschützlärm zu uns herauf. In der vergangenen Nacht wurde der letzte befestigte Bergstützpunkt der deutschen Armee, das Schulhaus, überraschend geräumt. Auch im Tal sah man die Absetzbewegungen.

Es war der 11. Mai 1945. Gerti und mir gelang es, mit einem der ersten Züge, die nun wieder in unregelmäßigen Abständen zu fahren begannen, Graz zu erreichen. Die erhofften Engländer waren nicht da, dafür die Russen.

Die Russen und der Hunger

Graz und ein Großteil der Steiermark waren von den Russen besetzt. Die Oststeiermark traf es am härtesten. Oft (fast) totale Zerstörungen wie in Feldbach und anderen Orten. Selbst jetzt noch hielten die Vergewaltigungen von Mädchen und Frauen an. Die Stadt bildete einen gewissen Schutz, man konnte sich verstecken. In zwei Wohnungen von geflüchteten Nazis über uns hatten Russen Quartier bezogen. In unserem Kellerabteil hatten sie eine Schweinehälfte hängen. Der Posten saß auf der Kellerstiege und döste vor sich hin. Wir hatten Hunger.

Der Posten auf der Kellerstiege war eingeschlafen. Ein Küchenmesser unter das Hemd gesteckt und vorbeigeschlichen. Unser Kellerabteil war mit einem großen Vorhängeschloss versperrt. Durch die Holzsprossenwand erreichte ich mit Mühe einen Teil der Schweinehälfte. Ein zwei Finger dickes und zwei Handteller großes Speckstück gelang es mir abzuschneiden. Das Messer steckte noch im Speck, und etliche Holzscheite an die Brust gedrückt, hielt ich die Beute fest. Mit festem Schritt am schlafenden Posten vorbei. Mutter hatte Ängste ausgestanden, aber das Fett reichte damals für uns beide gut sechs Wochen, heute wohl kaum für eine.

Der Juni war heiß und die Russen hatten eine Razzia nach „Germaniski“ vor. Die Razzia drohte auch uns. Gasse für Gasse, jeder wurde perlustriert und dann mitgenommen, wenn er keine Entlassungspapiere hatte. Einen Schulkollegen von mir hatte es erwischt. Der Transport war Richtung Russland unterwegs, als ihm knapp vor der ungarischen Grenze die Flucht gelang. Schabus, leicht verwundeter Leutnant, und ich hatten keine Entlassungspapiere, denn wir hatten den Dienst am „Reich“ vorzeitig beendet. Er und ich öffneten bei Dunkelheit einen Kanaldeckel, und ab ging es für drei Tage und zwei Nächte zu den Ratten. Die Frauen schoben den Deckel wieder zu. Nach vereinbarten Zeiten versorgten sie uns mit Wasser, Brot und einigen gedörrten Zwetschken. Eine Taschenlampe mit schwacher Batterie, ein Feuerzeug und jeder ein Messer – das war es schon. An den Gestank konnte man sich gewöhnen, an die Ratten nicht. Abwechselnd einige Stunden Schlaf. Zum Glück hatte Schabus seine Wehrmachtsuhr am Handgelenk. Wir müssen erbärmlich ausgesehen

haben, so erschrocken waren die Gesichter der Frauen, als wir wieder der Kanalwelt entstiegen.

Die neuen Lebensmittelkarten wurden ausgegeben, und die bekam nur, wer gemeldet war. Außerdem mussten alle Jugendlichen Aufräumdienste nachweisen. Ich meldete mich bei einer Baufirma. Durch sie bekam ich problemlos meine Dokumente und war wieder Österreicher. Nach einer Woche härtester Arbeit ohne kräftigende Nahrung betrug mein erster Lohn 65 mit dem Wort Schilling überstempelte Reichsmark.

Einmal hörten wir in den Frühlingsnachrichten, dass sich die Mädchen der Lehrerinnenbildungsanstalten zu einem Nachschulungskurs zu melden hätten. Wir drei, Hubert Heuberger, Manfred Griebel und ich, nahmen uns den Vormittag frei und trugen beim prov. Direktor Mittelbach unseren Wunsch nach auch so einem Nachschulungskurs vor. Der Direktor saß im Vorzimmer, in seiner Kanzlei aber residierte ein russischer Oberst, ein Politoffizier, der perfekt Deutsch sprach. Etwas überrascht blickte er auf unsere mit Kalk und Beton bespritzte Kleidung. Zuerst lehnte er ab. Wir sprachen ihn mit „Genosse“ an und verwiesen auf unsere geleisteten Aufräumarbeiten. Nachdenklich lenkte er ein und meinte, wenn wir bis Montagfrüh zwanzig Teilnehmer auftreiben könnten, würde er einen Kurs einrichten. Er beauftragte seinen Adjutanten, im Rundfunk am Samstag und Sonntag zu jeder Stunde einen Aufruf durchzugeben. Wir bangten dem Montag entgegen. Zuerst kamen drei von meinem, dann einige von den anderen Jahrgängen, um 10 Uhr waren es über vierzig Teilnehmer. Der Oberst war sichtlich erstaunt und hielt Wort. Den Jahrgangsstufen entsprechend wurden wir den Mädchenklassen zugewiesen. Mit einem mulmigen Gefühl betraten wir die Klasse. Vor uns saßen über zwanzig Mädchen – darunter auch Elfie aus der Harrachgasse. Die Mädels aus dieser Gasse, so scheint es, hatten besondere Bedeutung in meinem Leben.

Die Engländer lösten die Russen als Besatzungsmacht ab. Die Verhältnisse normalisierten sich etwas. Für vier Wochen gab es 250 g Butter und pro Woche 1 kg Brot. Auch Bezugsscheine für Textilien und Schuhe wurden fallweise ausgegeben. Der Nachschulungskurs war zu Ende. Eine Woche später begann die reguläre Ausbildung, der Einstieg in den dritten Jahrgang.

Die Äpfel und die Mondnacht

Mein Freund Franzl, Mama und ich waren nach Thal gewandert. Ein Bauer klaubte Fallobst in Jutesäcke. Jeder Versuch, einige Kilogramm zu erwerben, schlug fehl. Er wurde heftig und hetzte den Hund auf uns.

Die nächste Nacht war klar und es gab Vollmond. Aus der NS-Zeit hatte ich eine große Luftdruckpistole, die einer „08“, jener berühmten Pistole der deutschen Offiziere, zum Verwechseln ähnlich sah. Mit ihr im Rucksack marschierten Franzl und ich spät am Nachmittag über die Hügel nach Thal. Es dämmerte und vom Waldrand beobachteten wir das Gelände. Die prall gefüllten Jutesäcke lehnten noch an den Baumstämmen. Das Gehöft lag tiefer. Die Bäume nahe am Waldrand waren unser Ziel. Wir warteten, bis der Vollmond über den schwarzen Bergrücken zog und das Gelände wie ein silbriger Garten vor uns lag. Einige Sprünge aus unserer Deckung, gemeinsam einen Sack umgedreht und nur die größten Früchte in die Rucksäcke gefüllt. Plötzlich schlug der Hund an. Franzls Rucksack war bereits voll und verschnürt, meiner etwas mehr als zur Hälfte. Vom Gehöft kam der Bauer mit einer Mistgabel in den Händen auf uns zu. Ruhig verpackten wir den zweiten Rucksack und Franzl schleppte beide Richtung Waldrand. Ich stand an den Baumstamm gelehnt. Der Bauer hetzte brüllend mit erhobener Mistgabel auf mich zu, als führte er einen Sturmangriff. Ich zog die Pistole, sie blinkte im Mondlicht. „Keinen Schritt weiter, sonst kracht's.“ Der Bauer erschrak, stand einen Augenblick wie versteinert, wendete und rannte samt Hund zum Gehöft zurück. Welche Kriegserinnerungen wohl durch seinen Kopf schossen? Etwas entspannt und froh schleppten wir unsere Rucksäcke über den Sattel nach Baierdorf und erreichten noch die letzte Straßenbahn.

1945 neigt sich dem Ende zu

Verschiedene Gassen, die vom Stadtpark ins Zentrum führen, werden von den Panzersperren befreit, die in den letzten Kriegstagen von Gefangenen, Grazern und dem Volkssturm aus den Trambäumen der zerbombten Häuser errichtet worden waren. Die senkrecht nebeneinander tief in den Boden eingegrabenen, oft fünf Meter hohen alten Baumstämme waren jetzt ein begehrtes Brennholz. Gemeinsam ausgegraben, gleich zersägt, wurden die Stücke auf den Trupp aufgeteilt. Ich führte meine Klötze mit dem Leiterwagen quer durch die Stadt in die Kernstockgasse.

Der Strom wurde zeitweise abgeschaltet. Mit dickem Pullover und im Wintermantel saßen wir in den Räumen der LBA am Hasnerplatz. Es gab keine Bücher, keine Medien, kaum Hefte, alles musste mitgeschrieben werden, oft auf Packpapier, das nur den Bleistift ertrug, der Kugelschreiber war noch nicht erfunden. Unser Jahrgang war auf 37 Mann angewachsen. Der Altersunterschied betrug 11 Jahre. Dieser „Haufen“ bestand aus jenen, die von der Kriegsgefangenschaft in den USA, England und Frankreich kamen, sowie dem Rest des zweiten Jahrgangs der RLBA-Landwehrkaserne in Marburg. Auch da fehlten einige.

Es dauerte nur einige Wochen, und wir waren wieder eine funktionierende Gruppe. Unser neuer Klassenvorstand war Alois Schwab. Wir „Marburger“ kannten ihn von der Landwehrkaserne. Er hatte das System „überlebt“. Als ein neuer Professor unseren Klassenraum betrat, zuckte Hans Feichter zusammen, Hans war der Ausbilder gewesen und der Professor der Rekrut. Die Blicke beider trafen sich und Professor Stettner sagte spöttisch: „Nicht wahr, man ist wie eine Speiche am Rad, einmal unten, einmal oben.“ Nachtragend war er nicht.*

Weihnachten 1944 waren die trostlosesten, jene von 1945 die traurigsten. Aber es gab Hoffnung. Erschütternd die Worte von Bundeskanzler Figl. Selbst sein Tonfall liegt mir heute noch im Ohr: „Ich kann euch nichts für diese Feiertage geben, keine Kohle zum Heizen, keine Lebensmittel zum Essen, aber eines bitte ich euch, glaubt an dieses Österreich.“ Und das taten wir, wir räumten die geistigen und materiellen Trümmer weg und bauten das zerstörte Land wieder auf.

* Dr. phil. Marko Stettner (1909–1984) war auch sonst für Anekdoten gut. Er unterrichtete in der Lehrerbildungsanstalt am Hasnerplatz Mathematik, Philosophie und Pädagogik und war Lehrbeauftragter an der Grazer Karl-Franzens-Universität, wo er sich in den 1950er-Jahren für Pädagogik habilitiert hatte. Als er mit dem Titel Univ.-Doz. ausgezeichnet und von einer jüngeren Kollegin (Dr. Zwetko) gefragt wurde, wie er nun anzureden sei, habe er abgewiegelt und gesagt: „Sag einfach Kollege Dozent zu mir!“ [Anm. des Redaktors W. J. Pietsch nach einer Erzählung von G. Zwetko]

Berichte

Alte und neue Kunst in Kärnten

Eine Bildungsfahrt der KLE von 10.–13. Mai 2018

Wolfgang J. Pietsch

Lavanttal und Jauntal sind wichtige und bedeutende Kultur- und Kunstlandschaften Kärntens. Das Lavanttal darf sich noch zusätzlich mit dem Epitheton „Kärntens Paradies“ schmücken. So lag es nahe, einmal diesem östlichen und südlichen Teil unseres Nachbarlandes eine Kulturfahrt zu widmen. Sie war von sonnigem Frühlingswetter begünstigt und gab einen weitgespannten, stellenweise auch tiefen Einblick in diese reich beschenkte Kulturlandschaft. Wir begannen im Norden des Lavanttales (wobei ich nur auf die wichtigsten Orte eingehen kann) und machten Stopp in Bad St. Leonhard: ein hübsches Städtchen, das zwei bedeutende Kirchen aufweist, die Filiationkirche zur hl. Kunigunde am westlichen Stadtrand und die Pfarrkirche am östlichen. Die Filiationkirche ist ein ursprünglich gotischer Bau, der in der Barockzeit fast völlig verändert wurde und durch seine malerische Lage auf einem Hügel unmittelbar unter der Burgruine Gomarn auf sich aufmerksam macht. Durch seine Architektur und Ausstattung viel bedeutender ist der andere Kirchenbau, die Pfarrkirche St. Leonhard, jenseits der Kunigundenkirche, ebenfalls auf einem Hügel und in einiger Entfernung von der Stadt. Sie ist eine dreischiffige, spätgotische Basilika mit einem mächtigen Turm, dessen Helm mit seinen vier vorkragenden Eck-Erkern erst von 1930 stammt. Interessant an der Außenwand eine schmiedeeiserne Kette, die seit der Türkenzeit des 15. Jh.s den gesamten Bau umspannt und auf ein Gelübde eines von Türken gefangenen und dann wieder freigekommenen Bauern zurückgeht. Herr Dr. Vallant, ehemaliger Musikschuldirektor der Stadt, gab uns eine Führung durch das Gotteshaus, das eine Fülle von bedeutenden Kunstschätzen beherbergt: gotische Glas- und Wandmalereien und einen gotischen Flügelaltar von 1513. Die ande-

ren Altäre sind barock, besonders der Hochaltar, der durch seinen prunkvollen und monumentalen Charakter den Höhepunkt des Mittelschiffes und überhaupt der Kirche darstellt. Die Kanzel ist ein Meisterwerk des Spätbarock. Das Wertvollste der Kirche sind wohl die rund 140 Glasgemälde, die trotz der Verluste im 19. und 20. Jh. noch immer den umfangreichsten Glasgemälde-Bestand Kärntens darstellen. Allein schon wegen dieser mittelalterlichen Glasfenster zahlt sich der Besuch der Kirche aus. Aber auch das Reichenfelder Fastentuch von 1530 und eine große Zahl bedeutender Grabmäler sowohl innerhalb als auch außerhalb der Kirche verdienen Beachtung.

Wolfsberg, St. Margarethen und St. Andrä

Weiterfahrt nach Wolfsberg, dort Mittagessen beim Torwirt und anschließend gemütlicher Spaziergang durch die Innenstadt. Wir überqueren den namensgebenden Fluss, die Lavant, passieren Rathaus und Mariensäule und gelangen schließlich zur Pfarrkirche des hl. Markus. Das Tor ist ein römisches Trichterportal, der Bau selbst eine spätromanische Pfeilerbasilika des 13. Jh.s mit gotischen und frühbarocken Um- und Zubauten. An der nördlichen Außenwand ist ein Römerstein eingemauert. Das erinnert daran, dass Kärnten die meisten Römersteine von allen Bundesländern besitzt. Zumeist sind sie in Kirchen oder andere Gebäude eingemauert. Der weitere Rundgang führt uns u. a. zu einem Privathaus (Johann-Offner-Str. Nr. 26), an dessen Wand Suitbert Lobisser um 1930 ein Jahreszeiten-Fresko hinterlassen hat – ein Künstler, der uns auch in St. Paul begegnen wird. Da die Zeit knapp wird, verzichten wir auf den Besuch des Wolfsberger Schlosses und steuern St. Margarethen bei Wolfsberg an. Es ist eine höchst sehenswerte, ursprünglich gotische Dorfkirche, die durch ihre späteren Wand- und Deckenmalereien, durch die Portalumrahmung und die Inneneinrichtung einen ganz barocken Eindruck hinterlässt. Auch hier zwei Römersteine: ein Inschriften- und ein Reliefstein. Sie stammen wohl beide wie die meisten solcher Relikte von römischen Grabmälern.

Von dieser hübschen kleinen Pfarrkirche ist es nicht weit zu unserem Quartier, zum 4-Sterne-Hotel Stoff, das uns nun für drei Nächte bestens bequartieren und kulinarisch verwöhnen sollte.

St. Andrä im Lavanttal gehört zweifellos zu den bedeutendsten Kirchorten von Kärnten. Prachtvoll die Kirche Maria Loreto mit ihren barocken Doppel-Zwiebeltürmen und einer breit ausladenden Südfassade. Auch die Inneneinrichtung ist sehenswert: im Chor illusionistische Decken- und Wandmalerei mit einer davor postierten Darstellung der Kreuzigung. Dankopfer des Noah, Opfer Abrahams, Verkauf des Josef, Eherne Schlange etc. sind Präfigurationen des Kreuzestodes Christi. Bemerkenswert auch ein Bischofsthron, der erst vor wenigen Jahren vom Dachboden heruntergeholt wurde, nun frisch restauriert dasteht und vermutlich daran erinnern soll, dass St. Andrä der Bischofssitz des Bistums Lavant war, der 1859 nach Marburg an der Drau verlegt wurde. Der restliche Teil Kärntens wurde damals dem Bistum Gurk zugeschlagen. Heute ist der Bischofssitz Klagenfurt und hier in St. Andrä die ehemalige Domkirche die heutige Pfarrkirche, die jedoch viel älter als Maria Loreto ist.

Griffen, Teinach, St. Paul

Griffen als Markt und Passübergang ist vielen von uns noch als Rastort auf der Italienreise ein Begriff. Seit dem Bau der Autobahn ist das Vergan-genheit. Heute hat der Ort eine ganz andere Bedeutung: Unweit vom Markt in einsamer Landschaft erhebt sich das ehemalige Prämonstratenser-Kloster (Stift Griffen) mit zwei Kirchen, der Pfarrkirche und der einstigen Klosterkirche. Hier in der Nähe ist der Geburtsort von Peter Handke, der seit 2012 Ehrenbürger der Gemeinde Griffen ist. In einem Teil des leider noch immer nicht vollständig restaurierten Stiftsgebäudes konnten wir eine Ausstellung über Leben und Werk von Handke besichtigen. Sie wurde kürzlich neu gestaltet und erweitert und ist der beachtliche Versuch, auf diese Weise Besucher in die entlegene Gegend zu locken, das reichhaltige und vielfältige literarische Werk Handkes den Besuchern nahezubringen und wenigstens einen kleinen Teil des gewaltigen, weitgehend leerstehenden Klosterareals einer öffentlichen und sinnvollen Nutzung zuzuführen.

Auch die Kirche von Haimburg wäre einer Besichtigung wert gewesen. Indes, der Schlüssel war – entgegen der Abmachung – nicht aufzutreiben. So blieb für das slowenische Bildungshaus *Sodalitas* in Tinje/Tainach mehr Zeit, was sich letztlich als großer Vorteil erwies. Rektor Josef Kopeinig hieß

uns herzlich willkommen und gab uns eine gründliche Einführung in die Geschichte und Bedeutung dieses einzigartigen Hauses. Sein Vortrag, changierend zwischen Predigt, Exhorte, Meditation und kunsthistorischer Information, ließ deutlich werden – für den, der es noch nicht wusste –, dass wir nun im slowenischsprachigen Kärnten sind. Er zitierte reichlich aus Philosophie, Theologie und Literatur. Für mich war beeindruckend, wie er die erst 2013 vollzogene künstlerische Ausgestaltung der Kapelle erklärte, die gewaltige Mosaikwand des slowenischen Künstlers und Jesuiten Marko Ivan Rupnik (geb. 1954). „Die Schönheit wird die Welt retten“, dieses Wort



von Dostojewski fügte Kopeinig in seine Rede ein, und wenn man das auch nicht glauben will, zur goldbunten, teils ornamentalen, teils figuralen Mosaik-Darstellung an den Wänden der Kapelle passte es bestens, wenn man die religiöse Dimension dieser hier dargestellten Heiligen miteinbezog. Mir drängte sich der Vergleich mit der Ausgestaltung der Kirche von Tanzenberg auf, die ebenfalls ein slowenischer, aber in Kärnten lebender Künstler vollzogen hat: Valentin Oman (geb. 1935). Gemeinsam ist beiden die reichliche Verwendung von Gold, der göttlichen Farbe, aber sonst – welch ein Unterschied! Eine Mahnung von Kopeinig sollte man auf jeden Fall beherzigen. Mit einem Satz von Papst Johannes Paul II., dass Europa zwei Lungenflügel brauche, um geistig zu atmen, nämlich nicht nur Westeuropa, sondern auch den slawischen Osten, erinnerte er daran, wie wichtig gerade für uns Österreicher die Slawen am Balkan und im Osten Europas für das Verständnis unserer Geschichte und Kultur seien. Mit gezielt an das Publikum gerichteten Fragen konnte er uns leicht nachweisen, dass es diebezüglich auch bei uns gewaltige Wissenslücken gibt und nicht einmal die Bedeutung der Slawenapostel Kyrill und Method so richtig bekannt ist ... Letztere Apostel sind neben dem hl. Benedikt als Patron Europas, der hl. Hemma von Gurk u. a. an den Wänden zu sehen. Für mich persönlich war dieser Besuch in Tainach der Schluss- und

Höhepunkt des Tages, ich habe allerdings durchaus Verständnis für jene Teilnehmer, denen möglicherweise die Kapelle nicht gefallen hat ...

Das Stift St. Paul, die „Schatzkammer Kärntens“, wie es auch genannt wird, lag in sonnenbeglänzter Frühlingspracht vor uns. Die Führung durch drei z. T. unterirdisch angelegte Stockwerke des Museums war hörens- und sehenswert, desgleichen die Kirchenführung. Auf Details verzichte ich jedoch, da St. Paul Thema unserer Tagesfahrt am 25. Oktober 2009 war und wir darüber in Heft 4/2009, S. 35–37 berichtet haben.

Neuhaus, Bleiburg, Eberndorf und Völkermarkt

Der fast letzte Punkt der Reise war ausschließlich der modernen und der zeitgenössischen Kunst gewidmet. Das Museum Liaunig in Neuhaus/Suha im Drautal ist nach dem Ende der Sammlung Essl in Klosterneuburg das nunmehr größte und auch modernste, erst kürzlich erweiterte Museum für zeitgenössische Kunst in Österreich. Unser Eintreffen, ein Reisebus mit rund 40 Teilnehmern, war bestens vorbereitet. Wir wurden auf zwei Gruppen aufgeteilt, Frau Mag. Buchhäusl, der meine Gruppe zugeteilt war, machte ihre Führung ausgezeichnet. Sie verstand es, die Teilnehmer durch gezielte Fragen bei der Betrachtung der Kunstobjekte miteinzubeziehen und so zu aktivieren, dass es nicht bei einer bloßen Berieselung blieb. Sie konnte damit eine sehr bewusste, aber deshalb nicht kritiklose Auseinandersetzung mit jener zeitgenössischen Kunst erreichen, die im Museum Liaunig präsentiert wird.



Der letzte Tag war dem Städtchen Bleiburg und vor allem dem Werner-Berg-Museum gewidmet.

Bei unserem Besuch waren (anders als 2009) die ausgestellten Werke in den drei Stockwerken des Hauses ausschließlich solche des großen Deutsch-Kärntner Künstlers Werner Berg (1904–1981). Sie gaben Einblick so-

wohl in das graphische als auch das malerische Schaffen. Frau Frosch, eine eloquente und kompetente Kennerin des Künstlers, führte uns durch die Sammlung und konnte uns vor allem durch Details aus dem Leben von

Werner Berg so manches Bild biografisch, aber auch kompositorisch näherbringen. Berg hatte die meiste Zeit seines Lebens auf einem Bergbauernhof in der Nähe von Bleiburg verbracht und sich dort seinem künstlerischen Schaffen gewidmet. In literaturaffinen Kreisen wurde er vor allem durch seine Porträts der Lavanttaler Dichterin Christine Lavant bekannt.

Auf der Rückfahrt nach Graz konnten wir noch eine kurze Besichtigungspause im ehemaligen Stift Eberndorf einlegen. Der Stiftshof, vor allem die Stiftskirche wie überhaupt die ganze Anlage, bildet ein sehenswertes Ensemble, das für heutige Bedürfnisse klug renoviert und behutsam umgestaltet wurde (Gemeindeamt im dreigeschossigen Arkadenhof, im Zentrum eine Bühne für Theateraufführungen etc.).

Schlussendlich noch Völkermarkt: Leider blieb nur mehr Zeit für eine nähere Besichtigung der Pfarrkirche zur hl. Magdalena, aber gerade diese hat ihre interessanten Besonderheiten. Es handelt sich um einen mächtigen, im Kern spätromanischen Bau, der sich durch eine reiche Ausstattung, durch Stern- und Kreuzrippen-Gewölbe und vor allem durch bemerkenswerte spätgotische Wandmalereien auszeichnet. An einem sogenannten „Apostelaltar“, einer steinernen Platte, die als Mensa im Mittelschiff aufgestellt ist, entzündete sich eine Diskussion über das Verhältnis von Theologie und Liturgie ...

So war die Fahrt insgesamt ein großer Gewinn. Wir erfuhren viel landschaftliche Schönheit, erlebten wertvolle sakrale und profane Kunst von der Romanik bis zur Moderne und zur jüngsten Zeit und tauchten ein in die Tiefe der Kärntner Kulturgeschichte. Ermöglicht hat uns das alles ein eingespieltes Triumvirat: Karl Haas als bewährter Organisator, Manfred Gollwitsch als kunstsinniger Leiter, der zuvor schon die Ziele abgefahren und geprüft hatte und uns dann Architektur und Kunst(-geschichte) vor Ort anschaulich erklärte, und schließlich Heribert Diestler, der aus reichem theologischen, landeskundlichen und volkskundlichen Wissen schöpfend so manches interessante Aperçu beizusteuern vermochte. Die beiden haben auch Begleitblätter zu den Kirchen und sonstigen Sehenswürdigkeiten bereitgestellt, sodass für Nachhaltigkeit gesorgt ist.

Ihnen allen gebührt unser herzlicher Dank!

Kunst der Gotik rund um Bruck a. d. Mur

Eine Kunstfahrt mit Ph. Harnoncourt und M. Gollowitsch

Wolfgang J. Pietsch

Am 21. April fand sie endlich statt, unsere schon lange geplante Fahrt nach Bruck und Umgebung. Wer die neu gestaltete und in ihrem ursprünglichen Zustand wieder hergestellte Hl. Geist-Kapelle unter der Führung von Prof. Harnoncourt sehen wollte, kam bei unserer Kunstfahrt nun auf seine Rechnung. Beeindruckend und berührend zugleich, wie da Prof. Harnoncourt sein Lieblingskind, „sein“ Bauwerk erklärte, quasi vollständig (weil mündlich) zum Leben erweckte (da es noch nicht ganz fertiggestellt ist) und den etwa 50 Teilnehmern nahebrachte. Über das Projekt selbst, die Rückführung der alten, gotischen Architektur, über die Restaurierung und Revitalisierung der Kapelle haben wir schon zweimal berichtet (*Begegnungen* 3/2015, S. 19–24 und 3/2017, S. 4–15). Diese Renovierung ist derzeit wohl das spektakulärste – weil durch Privatinitiative entstanden – und bedeutendste Vorhaben dieser Art in der Steiermark.

Hier entsteht ein Sakralbau der Spätgotik nach Beseitigung störender Ein- und Zubauten nun fast neu. Harnoncourt erklärte uns die fertiggestellte Architektur des Zentralbaus aus dem Ende des 15. Jh.s außen und innen und wies wieder auf die Entstehung hin, dass nämlich wohlhabende Brucker Bürgerfamilien jener Zeit, die inschriftlich genannt sind, die Kapelle stifteten und in dieser eigenartigen Dreiecksform errichten ließen. Damit ist das Bauwerk einzigartig, nicht nur in Österreich, sondern in ganz Europa und vielleicht darüber hinaus. Hinter der Bauform steht die Theologie der Trinität, wie das Harnoncourt mehrmals belegt hat. Fenster und Türen sind nun fertig, inzwischen wurden die Glasfenster auch verstäbt. Was noch fehlt, sind der Fußboden mit Sitzbank im Inneren und die Gestaltung der Außenanlagen. Im Jahr 2019, so kann man hoffen, soll alles vollendet sein. Am heurigen Tag des Denkmals, dem 23. September, kann die Kapelle ganztägig besichtigt werden. Ihre Adresse: Einödstraße 12, 8600 Bruck a. d. Mur.

Ohne Harnoncourt, aber mit Gollowitsch ging es anschließend weiter zu einem anderen gotischen Baujuwel, zur Filial- und Friedhofskirche St. Ruprecht. Sie liegt am westlichen Stadtrand von Bruck und ist besonders sehenswert wegen ihrer mittelalterlichen Fresken. Davon sticht das Weltgerichtsfresko am Triumphbogen hervor. Es stammt aus der ersten Hälfte des 15. Jh.s und gehört zu den größten dieser Art weit und breit. Eine Fülle von Personen – insgesamt sind 89 Köpfe auszumachen – bevölkert die Szene, an deren Spitze Christus über einem Regenbogen thronet. Darunter die Apostel, der hl. Ruprecht, Engel mit den Marterwerkzeugen u.a. Dann der Zug der Seligen und Verdammten. Letztere marschieren auf der rechten Seite (von Christus aus links gesehen!) hinunter Richtung Hölle. Die ersten sind mit Schriftbändern über ihren Häuptern namentlich bezeichnet: Kaiphas, Pilatus, Herodes. Alle zusammen zieht ein höhnisch grinsender Teufel mit einem Band zu sich, auf dem zu lesen ist: *Domine, iuste iudicasti* (Herr, gerecht hast du gerichtet). Darunter öffnet sich ein riesiger Höllenrachen ...

Mittagessen dann am Brucker Hauptplatz im Gasthof zur Post. Hier im Zentrum gäbe es ebenfalls ein gotisches Baujuwel, die Minoritenkirche, aber die war im April wegen Renovierungsarbeiten noch geschlossen (ist aber mittlerweile wieder geöffnet). Nach dem Essen dann Fahrt zur Nikolauskirche. Dieses Kirchlein steht auf dem Pischk, einem Bergrücken, der einen weiten Blick nach Bruck und hinunter zur Mur erlaubt. So wird klar, warum die Kirche dem hl. Nikolaus geweiht ist: Er ist der Patron der Schiffer und Flößer. Das war damals ein gefährlicher Beruf, der vom Mittelalter bis zum Beginn des 19. Jh.s an der Mur große Bedeutung hatte. Bruck war ein Zentrum dieser Zunft. Einige Nikolaus-Darstellungen in der Kirche, geschnitzt und in (Glas-)Malerei, zeugen von Qualität und damit wohl auch von einer gewissen Wohlhabenheit dieser Nikolaus-Bruderschaft, der die Kirche vermutlich zu verdanken ist. Im Kern ist sie romanisch, wurde aber dann gotisch ausgebaut und schließlich spätgotisch und barock ausgestattet. (Literatur: F. Tremel, Schifffahrt und Flößerei auf der Mur. In: Jb. Akademisches Gymnasium Graz 1945/46, S. 3–51).

Letzte Station unserer Kunsttour war die Kirche zum Hl. Georg am Pöglhof. Sie liegt ebenfalls auf einer Anhöhe, nun aber im Norden von

Bruck, und gehört zu den wenigen Kirchen der Steiermark, die sich nach wie vor in Privatbesitz befinden. Auch diese Kirche ein (spät-)gotisches Juwel mit einem Netzrippengewölbe und prachtvoller Rankenmalerei im Chor. Die Südwand des Langhauses schmückt jüngere Malerei aus der Renaissance. Historisch besonders bemerkenswert, aber nur geübten Lesern von mittelalterlicher Minuskelschrift zugänglich, sind die lateinischen Inschriften an der Süd- und Westwand, die auf Ereignisse von 1490 und 1510/11 Bezug nehmen. Da heißt es z. B.: *Anno 1490 obiit mathias rex ungariae ...* Im Jahr 1490 verstarb Mathias [Corvinus], König von Ungarn ... Kurz nachher wird also diese Malerei entstanden sein.

Ohne das Entgegenkommen der Eigentümerin, Frau Rechberger, wäre diese Besichtigung nicht möglich gewesen. So dankten wir ihr herzlich und konnten die Heimreise antreten in dem Bewusstsein, vier wertvolle, den meisten Teilnehmern unbekannt gotische Kirchen kennengelernt zu haben, von denen St. Georg und St. Nikolaus auch landschaftlich reizvoll gelegen sind. Manfred Gollowitsch hat diese Kunstfahrt wieder bestens vorbereitet und geführt. In seiner grafisch hervorragend gestalteten Farbbroschüre können wir das Gesehene mit nach Hause nehmen und die Brucker Kunst der Gotik auf diese Weise nachbetrachten. Danke!



P.S.: Für die Fertigstellung der Hl. Geist-Kapelle benötigt Prof. Harnoncourt nach wie vor dringend Spendengelder.

Zu diesem Zweck hat er eine DVD mit dem Titel *Mozart!!!* aufgelegt, welche kürzlich erschienen ist und die drei letzten Mozart-Symphonien unter dem Dirigat seines Bruders Nikolaus Harnoncourt enthält. Diese DVD, die im Handel nicht erhältlich ist, kann bei folgenden Adressen gegen eine Spende von wenigstens 38 Euro erworben werden:

Mag. Irmengard Kainz, Rathaus Bruck a. d. M., Koloman-Wallisich-Platz 1, Tel. 03862/890-4610.

Dr. Philipp Harnoncourt, Annaheim, Riesstraße 24, 8010 Graz, E-Mail: harnoncourt.ph@gmail.com

Styriarte-Büro, Sackstraße 17, 8010 Graz, E-Mail: tickets@styriarte.com

Bericht über die Besichtigung Skulpturenpark bei Wundschuh am 15. 6. 2018

Helga Schag BA MA

Bei angenehmem Wetter trafen sich ca. zwanzig Kunstinteressierte im Skulpturenpark, um unter der kompetenten Führung von OStR Manfred Gollowitsch zeitgenössischer plastischer Kunst zu begegnen. In knapp drei Stunden lernten wir beim Durchwandern des Parks einen Großteil der nun bereits über 70 Skulpturen näher kennen, verstehen und auch schätzen.

Mit Peter Weibels Konzept wurde der internationale Skulpturenpark 2003 mit 57 Objekten der Öffentlichkeit vorgestellt. 2007 übernahm das Land Steiermark die Anlage durch das heutige Universalmuseum Joanneum. Ein Fokus liegt auch auf steirischen Künstlern.

Exemplarisch möchte ich nun einige Objekte herausgreifen: Zur Begrüßung, noch vor dem Eingang in den Park, erkennen wir die Konturen unseres Heimatlandes Österreich im Werk „EU&YOU“ von dem Belgrader Boris Podrecca, gestaltet 2004 anlässlich der Erweiterung der Europäischen Union. Ein weiteres Willkommen gleich nach dem Eingang rechts: da tanzen doch wirklich drei Paare zarter Birken und drehen sich im Kreis! Der Berliner Timm Ulrichs (2010) arbeitet hier mit Ironie und Irritation, kann doch üblicherweise ein Baum als Synonym für feste Verwurzelung und Wachstum gesehen werden. – Wer hätte gedacht, dass riesige Betonringe nicht nur als Kanalrohre oder Brunnenelemente gut sind und unter der Erde liegen müssen? Heimo Zobernig ließ sie 2003 als mächtige Säule in den

Himmel wachsen, die Sprache der Materialität entwickelt hier Inhalt, Versatzstücke des Alltags lassen an Minimal Art denken.

Im krassen Gegensatz zu dieser wuchtigen Statik ein Beispiel aus der Objektkunst: „Airplane Parts and Hills“ (2003) der Texanerin Nancy Rubins. Das althergebrachte Skulpturen-Verständnis (statische Figur auf stabilem Podest) wird hier ad absurdum geführt. Flugzeugschrott wird auf- und übereinander getürmt, ausbalanciert über einem extrem kleinen, fast lächerlich anmutenden Stahlkant-Sockel. Eingefrorenes Desaster und auch wieder Schönheit in der Neuordnung, Dynamik pur. – Einen völlig anderen Blick auf die Welt präsentiert uns der aus Odessa stammende Künstler Peter Weibel mit seiner Idee „Die Erdkugel als Koffer“ (2004). Ist es Konzeptkunst oder Land Art, wenn man auf der Hügelkuppe nur einen überdimensionierten Koffergriff sieht? Oder spielt auch die Popart herein, deren Formenvokabular übertriebene Größe, Vielfalt und Farbe ist? Eine surreale Wirkung erzielt das Werk allemal.

Die berühmte japanische Künstlerin Yoko Ono ist dagegen mit ihrer „Cross Version“ (2005) ziemlich eindeutig. Drei Holzkreuze auf der Hügelkuppe: für mich unerwartet in all der „Moderne“, und doch – es ist nicht nur der Verweis auf Golgota. Ono zielt auf unsere Sensibilität für das Setzen von Aktivität, auf die Täterrolle, wenn sie ursprünglich die Besucher einen Nagel in den Holzbalken schlagen ließ. – Das streng geometrische Beispiel „3D Fraktal“ (2003) vom Ramsauer Hartmut Skerbisch ist ohne Zweifel dem Konstruktivismus verpflichtet. Mathematiker aufgepasst: aus einem Würfel wachsen jeweils fünf weitere, kleinere, diagonal verdreht – für Dynamik ist gesorgt.

Auch einer der bedeutendsten Bildhauer Österreichs, der Villacher Bruno Gironcoli, ist mit einem Beispiel aus der Objektkunst „Ohne Titel“ (1996) im Skulpturenpark vertreten. Aus Stahlfedern und -klammern montiert er ein neues Objekt, das von Gegensätzen lebt. – Schmunzeln lässt uns „Die Wand“ (1992) vom Mürzzuschlager Maler und Grafiker Erwin Bohatsch, der sich hier in der Plastik und wohl auch in der Popart versucht. Sind es überdimensionierte Farbspuren, die zäh abrinnen, oder gar seine Künstlerhand, die die Leinwand umklammert? – Der schöne Schein ist Thema des Gratweiner Künstlers Othmar Krenn mit seiner „Teilumman-

telung (1995), einer Skulptur aus einer Werkserie, bei der es um Stein und Metall, um natürliche und kulturelle Formen geht.

Bitte, nicht ausprobieren! Wir stehen vor der Arbeit „3m Brett“ (2004) vom Innsbrucker Künstler Markus Wilfling (Uhrturmschatten!) Alles ist verkehrt positioniert, das Sprungbrett, die Stufen, die Richtung, und doch will unsere Wahrnehmung sinnvoll interpretieren. Welch wirkungsvolle Idee! – Wir können stolz sein, denn der Park besitzt auch Arbeiten von Künstlern mit so klingenden Namen wie dem Wiener Fritz Wotruba, „Große Figur für Luzern“, 1966; dem Kumberger Fritz Hartlauer, „Senkrechter Auszug aus der Urzelle“, 1982; dem Klagenfurter Herbert Boeckl, „Atlantis“, 1940, oder dem Brucker Erwin Wurm, der sogar mit drei Objekten vertreten ist: „Bunker“, 1987, ein Gedankenspiel für das Schauen, Umdenken ist hier gefragt; „Fat Car“, 2000, in surrealistischer Tradition wird aus metallisch – weich, aus beweglich unbeweglich, grotesk, aber „Fat Car“ kann auch als Gesellschaftsanklage gelesen werden; „Fat House“, 2003, war in der Architektur-Biennale Venedig vertreten und schaffte es sogar in die Werbung.

Diese Auswahl möge genügen, um sich ein Bild von unserem gelungenen Nachmittag zu machen. Mein Tipp: öfter hinfahren, sich immer wieder auf neue Blickwinkel einlassen, es lohnt sich. Objektkunst, Minimal Art, Konzeptkunst, Popart, Konstruktivismus, Surrealismus – kein Problem mehr – dank Manfred Gollowitsch!



Skulptur von Matt Multican, 2003, o.T.

Bericht zur Frankreichreise vom 27. April bis 7. Mai 2018

Roswitha Von der Hellen

1. Tag: Freitag, 27. 4. 2018: Um 6 Uhr tritt unsere 30-köpfige Gruppe die erste Reiseetappe Graz-Feldkirch an. Während der Fahrt gibt es mitgebrachten Kuchen und frischen Kaffee aus der Kaffeemaschine. Alle Teilnehmer erhalten je eine Mappe mit den Reiseunterlagen (Land- bzw. Straßenkarte unserer Route, Texte zu einzelnen Besichtigungsorten, Rezepte besonderer französischer Speisen, kleiner Sprachführer ...). Unter Einhaltung einiger Pausen erreichen wir unser Tagesziel um 18 Uhr.

2. Tag: Samstag, 28. 4. 2018: Nach dem Frühstück starten wir um 8.30 Uhr Richtung Lausanne. Zunächst durchqueren wir das Fürstentum Liechtenstein, auch Vaduz, anschließend fahren wir auf die Autobahn und in die Schweiz. Bei herrlichem Wetter genießen wir den Ausblick auf den Walensee und danach auf den Zürichsee. Unterwegs gibt es eine Einführung zu **Lausanne**, wo wir um zirka 14 Uhr ankommen. Lausanne liegt auf unterschiedlichen Ebenen, wir steigen unterhalb der Kathedrale aus dem Bus und gehen die ansteigende Straße zur **Kathedrale Notre Dame**. Diese im Jahre 1275 durch Papst Gregor X. in Gegenwart König Rudolfs von Habsburg geweihte Kirche gilt als schönstes Bauwerk dieser Epoche in der Schweiz. Am Platz von Vorgängerbauten seit dem 6. Jh. (in der Krypta sind Reste einer karolingischen Basilika aus dem 8. Jh. erhalten) begann man 1173 mit den Arbeiten, und ab 1874 führte Viollet-le-Duc, der große französische Restaurator, eine umfassende Erneuerung durch. Aus dieser Zeit stammt auch der 75 m hohe Vierungsturm. Seit der Reformation 1536 ist die Kathedrale eine protestantische Kirche.

Wir genießen den Panoramablick über Lausanne und vollziehen anschließend einen informativen Rundgang durch die Altstadt. Besonders positiv fallen die noch original vorhandenen Geschäftsportale auf, die die ästhetische Einheit der alten Fassaden gewährleisten. Unser Hotel ist ein schöner Gründerzeitbau, liegt direkt am Genfersee, daher nützen einige von uns den Abend noch für eine Strandpromenade.

3. Tag: Sonntag, 29. 4. 2018: Da während unseres Aufenthaltes in Lausanne ein dreitägiger Marathonlauf stattfindet, müssen wir wegen der frühzeitigen Straßensperren das Hotel bereits um 8.20 Uhr verlassen. Etwa 200 km liegen heute vor uns. Während der Fahrt auf der Autobahn bereitet uns Roswitha mit Informationen über Lyon auf die nächsten zwei Tage in dieser „Stadt des Lichtes, der Kirchen und des Genießens“ vor: Heimat von Paul Bocuse, Guignol, der französische Kasperl, ist hier „geboren“, die Brüder Louis und Auguste Lumière haben hier das Kino erfunden, auch der Physiker und Mathematiker André-Marie Ampère ist Sohn dieser Stadt, sowie der Schriftsteller und Pilot Antoine de Saint-Exupéry. In Lyon sind auch das Generalsekretariat von Interpol und IARC, die Internationale Agentur für Krebsforschung, stationiert.

Es gibt ca. 30 Museen und 31 Brücken.

Lyon, die Hauptstadt der Region Rhône-Alpes und des Département Rhône, ist nach dem Großraum Paris und vor Marseille der zweitgrößte Ballungsraum Frankreichs. Architektonische und museale Kunstzeugnisse, Seidenwebkunst sowie lukullische Angebote sind Markenzeichen dieser Stadt, deren Name sich von Lugdunum, der ersten römischen Kolonie, ableitet. Lugdunum war Hauptstadt der Provinz Gallia Lugdunensis und später von ganz Gallien. Der Name geht auf die keltische Sonnengottheit Lug zurück. 1989 entschied sich Lyon als erste Stadt der Welt zu einem systematischen Beleuchtungsplan, dem „plan lumière“. Er bringt mehr Sicherheit und mehr Atmosphäre in die Stadt. 200 weitere Städte folgten dem strahlenden Beispiel Lyons. Diese Initiative löste große Begeisterung aus und führte zu zahlreichen Projekten. So wurden 1998 die Altstadt und ein Teil der Halbinsel Presqu'île zum Weltkulturerbe der UNESCO erklärt.

Unser Hotel, ein altes Schlosshotel (Hotel Château Perrache), liegt neben dem ältesten Bahnhof Lyons. Wir starten nach der Ankunft unseren ersten Erkundungsgang: Durch die Rue Victor Hugo gelangen wir zu Lyons ältester und einziger romanischer Kirche **St. Martin d'Ainay**. Von der einstigen großen Benediktinerabtei aus dem 9. Jahrhundert, die über 70 Kirchen verwaltete und von Päpsten und Königen besucht wurde, blieb nach der Revolution nur die dreischiffige Kirche übrig. Vier tragende Säulen aus

ägyptischem Granit stammen vom Altar des Kaisers Augustus, auf dem Croix-Rousse-Hügel ausgegraben.

Nach wenigen Minuten erreichen wir die Place Bellecour, mit 6,2 Hektar eine der größten Platzanlagen Europas. Dieser Platz beeindruckt durch seine weite freie Fläche, das Reiterstandbild in der Mitte zeigt Ludwig XIV. Nicht mehr das Original, denn dieses wurde während der Revolution eingeschmolzen, aber 1825 wieder nachgebaut. Wir überqueren den Platz und danach über den Pont Bonaparte die Saône. Nun sind wir im „**Vieux Lyon**“, dem größten zusammenhängenden Renaissanceviertel Frankreichs, das in Europa nur von Venedig übertroffen wird. Vor uns sehen wir die **Cathédrale St. Jean**, die Kirche des Erzbischofs und Primus der Bischöfe Galliens, daher auch Primatiale genannt, erbaut ab 1180. Blickfang sind die drei Portale, vier Türme und die große Fensterrosette von acht Metern Durchmesser. Insgesamt 350 gotische Reliefs an den Portalen mit Tier- und Dämonendarstellungen beeindruckend. Die astronomische Uhr im linken Seitenschiff von 1383 zählt zu Frankreichs ältesten Spieluhren, derzeit leider außer Betrieb. Große, restaurierte Buntglasfenster tauchen das Kircheninnere in ein angenehmes Licht.

Auf dem Rückweg über die Place Bellecour entdecken wir unter den Bäumen die Skulptur von Antoine de Saint-Exupéry mit seinem Kleinen Prinzen. Die restliche Zeit bis zum Abendessen steht zur freien Verfügung.

4. Tag: Montag, 30. 4. 2018: Um 9.30 Uhr beginnen wir die Stadtrundfahrt mit der lokalen Fremdenführerin. Wir fahren zunächst auf den Hügel von Fourvière zur **Basilika Notre Dame** de Fourvière. Von diesem Hochplateau genießen wir den weiten Rundblick über Lyon.

Schon im 12. Jh. stand auf dem Hügel die erste Kapelle zur Verehrung der Gottesmutter. Am 8. September 1643 wurde sie zur Schutzpatronin Lyons. Sie hatte die Gebete der Lyoner um Befreiung von Pest und Krieg erhört. Seither findet jedes Jahr an diesem Tag eine Wallfahrt statt. 1852 sollte an diesem Datum endlich das Gelübde eingelöst werden, eine goldene Marienstatue zu errichten, die den Besucher von weitem begrüßen könnte. Sie wurde schließlich auf dem Glockenturm aufgestellt und erfreute sich bald großer Beliebtheit.

Wir betreten die dem hl. Josef gewidmete Unterkirche. Das Bodenmosaik zeigt die sieben Todsünden. Der Chor ist mit Mosaiken zu den Taten des hl. Josef verziert und der Hauptaltar stellt den Tod des hl. Josef dar. Die niedrige und spärlich erleuchtete Kirche vermittelt einen seltsam beklemmenden Eindruck und erinnert an das Universum einer Menschheit, die noch nicht durch die Offenbarung erleuchtet ist. Man soll über Josef zu Maria gelangen. Also steigen wir hinauf in Marias „goldenes Haus“: Prunkvolle Mosaike, Goldschmiedearbeiten, Holzschnitzereien, Marmor, Stuck und Säulen nützen jeden Winkel. In diesem überdimensionalen Schmuckkästchen weiß man nicht, wohin man sich zuerst wenden soll. Die Mosaike und Bleiglasfenster erzählen die Geschichte der heiligen Maria. Die acht Kapellen sind ihrem irdischen Leben gewidmet.

Nach einem letzten Blick auf das eindrucksvolle Ensemble auf diesem Plateau, auch auf die Nachbildung des Eiffelturms anlässlich der Weltausstellung, steigen wir in den Autobus und fahren wieder hinunter auf die Halbinsel. Als wir anhalten, fällt uns ein sechsstöckiges Mietshaus auf, dessen Balkone sehr belebt scheinen. Bei genauer Betrachtung erkennen wir eine gut gelungene Illusionsmalerei („Trompe-l'oeil“). Dies ist eine alte Kunst von der Renaissance bis zum Zeitalter der Filmkulissen. Die zwölf Gründungsmitglieder der Künstlergruppe besuchten gemeinsam die Hochschule für schöne Künste in Lyon. Bis heute schlossen sich ihnen 70 Designer und Fassadengestalter an. Lyon wurde Ziel von an Illusionsmalereien Interessierten aus aller Welt. Dieses „La fresque des Lyonnais“ stellt 24 berühmte Stadtbewohner Lyons dar. Wir sehen Kaiser Claudius, die Brüder Lumière, den Webstuhlfinder Jacquard, den Erfinder der Kasperlfigur Guignol, André-Marie Ampère, Antoine de Saint-Exupéry, Paul Bocuse, auch Frauen wie die schöne Juliette Récarner, die heilige Blandine, die Gründerin des lebendigen Rosenkranzes Pauline Jaricot, die bekannte Nonne Claudine Thévenet aus der Zeit der Französischen Revolution, Politiker und andere. Diese Wandmalerei an der Ecke Quai St. Vincent und Rue de la Martinière ist die bekannteste im Zentrum. Weitere 180 sind in der Stadt verteilt. Wir fahren weiter in das Viertel der Oper und besuchen ein „Atelier de Soierie“, wo wir die Entstehung eines Seidendrucks veranschaulicht bekommen.



Auf dem Rückweg zum Bus passieren wir die Rückseite des Rathauses und die Oper von Lyon. Nach einer kurzen Busfahrt ins „Vieux Lyon“ gehen wir durch enge Gässchen. An einem unauffälligen Eingang betreten wir eine der Traboules. „Traboule“ wird zurückgeführt

auf das lateinische Verb *transambulare* (quer hindurchgehen), solche Durchgänge gibt es nicht nur in Lyon, doch hier sind die ältesten, sie gehen auf das 4. Jh. zurück. Dieses labyrinthartige System rettete vielen Lyonern während der Französischen Revolution und auch im Zweiten Weltkrieg das Leben.

Inzwischen regnet es stärker, wir suchen kleine Lokale für einen raschen Imbiss auf, denn für 15 Uhr ist eine Schiffsrundfahrt bestellt. Diese einstündige Fahrt wird leider nur auf Französisch und Englisch kommentiert. Danach haben wir Freizeit bis zum Abendessen und treten individuell den Rückweg zum Hotel an.

5. Tag: Dienstag, 1. 5. 2018: Nach dem Spruch von Phil Bosmans, der das Notwendige für unsere Tage zusammengefasst hat: „Einfachheit – Güte – gute Gedanken“, fahren wir mit unserem Bus „der 450 Pferde“ ca. 250 km nach Avignon. Wir kommen um 12 Uhr an und haben nach unserer Mittagspause eine bestellte Führung. **Avignon** war schon 4000 Jahre v. Chr. besiedelt, es hat die älteste Geschichte von Frankreich. Avignon besitzt einen Flusshafen und war im 11./12. Jh. unabhängig.

Während des „Babylonischen Exils“ der Kirche von 1309–1376 residieren in Avignon – um Parteikämpfen in Rom zu entgehen – die Päpste. Der Papstpalast ist eines der großartigsten Zeugnisse gotischer Architektur. Zehn bis zu 50 m hohe Türme unterstreichen den wehrhaften Eindruck.

Avignon ist im 14. Jh. Mittelpunkt der christlichen Welt. Während des Schismas der Kirche wird Avignon zum Sitz der Exilpäpste gewählt. 1309 zieht Papst Klemens V. feierlich in Avignon ein, bevorzugt aber die Ruhe am Land. Papst Johannes XXII. erwählt Avignon definitiv zum Sitz des Papst-

tums. So wirken bis 1377 sieben Päpste in der Stadt. Benedikt XII. lässt das alte Bischofspalais abreißen und eine neue massive Festungsarchitektur bauen. In dieser Zeit ist die Stadt ein blühendes Kunstzentrum, allerdings auch ein Sumpf des hemmungslosen Luxus und Lasters. Petrarca bezeichnet es als eine „Kloake“, in der „der Unrat des gesamten Universums zusammengefloßen zu sein scheint“. Auf die für die Päpste tätigen italienischen Künstler geht die bedeutende Malerschule von Avignon zurück. Simone Martini und später Matteo Giovanetti gestalten die Räume des Palastes aus und versehen sie mit prachtvollen Fresken. Wir machen im Papstpalast einen Rundgang, wobei jede/jeder ein Tablet zur Hilfe bekommt. 15 000 Quadratmeter ist die fürstliche Wohnburg groß. Sie besteht aus dem Alten Palast im Norden und aus dem Neuen Palast im Süden.

Vom Park am Dom hat man nicht nur einen Blick auf den Pont St. Bénézet, sondern auch auf den Mont Ventoux („windiger Berg“), 1920 m, den „heiligen Berg der Kelten“, der sich in der Ferne erhebt. Francesco Petrarca hat ihn 1336 beschrieben. Heute hat dieser Berg große Bedeutung für den Radsport.

Die Stadt bleibt im Besitz der Kurie in Rom, bis die Französische Revolution sie 1792 mit Frankreich vereinigt. Die Altstadt ist von einem 4,3 km langen Mauerring mit acht Toren und 39 Türmen umgeben. Der Mittelpunkt der Altstadt ist die Place de l' Horloge (Uhrturm) mit Theater und Rathaus.

Eine große Attraktion ist das jährlich stattfindende renommierte Theaterfestival von Avignon.

Die eindrucksvollen Bauten und Schätze der einstigen Papstresidenz zählen zum Welterbe der UNESCO. Abends fahren wir nach **Arles**, wo wir die folgenden zwei Nächte verbringen.

6. Tag: Mittwoch, 2. 5. 2018: 9.10 Uhr Abfahrt vom Best Western Hotel „Atrium“ in Arles und nochmals nach **Avignon**.

Erstes Ziel unserer 40-minütigen Busfahrt ist die Bogenbrücke **Pont Saint-Bénézet**, auch **Pont d'Avignon** genannt, durch das bekannte Kinderlied „Sur le Pont d'Avignon ...“ bereits ein Begriff.



Im Bus erhalten wir von unserer Reiseleiterin Roswitha Informationen zur Geschichte der Brücke. Gemeinsam besichtigt unsere Reisegruppe die Brücke und die Chapelle Saint-Nicolas d'Avignon, danach gibt es ein Gruppenfoto. Ausgesprochen interessant ist der Dokumentarfilm im Info-Center unter der Kapelle über die Baugeschichte der Brücke.

Ab 11 Uhr steht uns die Zeit zur freien Verfügung. Einige Teilnehmer unserer Gruppe erleben eine interessante Rundfahrt mit dem „Zug“ durch Avignon. Vorbei an den Kirchen und Palästen führt die Fahrt innerhalb und außerhalb der mächtigen Stadtmauern (Dauer ca. 40 Minuten). Andere Reisetilnehmer besuchen das Kunstmuseum im ehemaligen Wohnpalast Klemens V. Ein Mittagsimbiss geht sich zeitlich auch für alle aus.

Um 13 Uhr fahren wir zum **Pont du Gard**. Während der 40-minütigen



Fahrt gibt es wieder Infos zu diesem großartigen Bauwerk aus der Römerzeit. Dieses Aquädukt hat für die Wasserversorgung von Nîmes gesorgt. Vom Besucherzentrum ausgehend absolvieren wir einen gemütlichen Spaziergang von ca. 15 Minuten durch einen Park

zum Bauwerk, das 38 m hoch ist und zum Weltkulturerbe zählt. Um 16 Uhr treten wir die Rückfahrt nach Arles an, wo wir um 16.55 Uhr ankommen.

Ein ereignisreicher Tag geht mit einem sehr guten Abendessen und interessanten Gesprächen in kleineren Gruppen zu Ende.

7. Tag: Donnerstag, 3. 5. 2018: Vom Hotel sind wir in wenigen Minuten im Zentrum von **Arles**: Etwa 69 v. Chr. errichtete Gaius Julius Cäsar den römischen Stützpunkt Arelate. Trinkwasser und Abwasser waren Standard. Der Garnisonsstützpunkt wurde später zu einem Sitz für Veteranen ausgebaut, mit Thermen und Amphitheatern. 392 führte Kaiser Theodosios das Christentum als Staatsreligion ein und machte Arles zur Hauptstadt der Region.

Unser Rundgang führt uns zuerst in die **Kathedrale Saint-Trophime**, im 12. Jh. im romanisch-provenzalischen Stil erbaut. Die Seitenschiffe

haben noch Tonnengewölbe, das Mittelschiff hat schon leichte Ansätze von Spitzbögen. Zwei Seitenkapellen bergen Marmorsarkophage mit Reliefs aus dem 4. Jh. Danach besuchen wir den Gebäudekomplex **„Espace van Gogh“**: 1573 wurde das ehemalige Armenhaus (Hôtel de Dieu) gebaut. Durch Zubauten entstand ein eingeschossiger Vierkanthof. 1888 wurde Vincent van Gogh hier 144 Tage gepflegt, nachdem er sich sein Ohr abgeschnitten hatte.

Sehenswert ist auch das römische **Amphitheater**, unmittelbar daneben liegt die römische **Arena**, die 22 000 Besucher fasst. Seit 1830 gibt es in der Arena unblutige Stierkämpfe, bei denen den Stieren mit Spießen Bänder von den Hörnern heruntergestoßen werden.

„Das gelbe Haus“, in dem van Gogh gewohnt hatte, gibt es nicht mehr, aber die Häuser dahinter stehen noch so, wie sie auf dem Gemälde von van Gogh zu sehen sind.

Nach unserer Freizeit mit Mittagspause fahren wir in die **Camargue**:

Vor etwa 20 000 Jahren wanderten schwarze Stiere und die weißen Pferde in die Camargue ein. Die Stiere fressen die Salzpflanzen, die weißen Pferde Schilf. Die Stiere werden heutzutage auch als Fleischlieferanten für Spezialitäten gezüchtet. Stiere wie Pferde sind das ganze Jahr über im Freien. Die Camargue gilt als unfruchtbar, weil der Boden sehr salzig ist. Für den Reisanbau muss man viel bewässern, dadurch wird der Boden entsalzt.

Wir besuchen **Aigues-Mortes**, im Sumpfgebiet erbaut als Schutz gegen die Sarazenen. Von hier starteten der 7. und der 8. Kreuzzug. Eindrucksvoll ist die noch vollständige Stadtmauer mit den vier Toren. Unmittelbar neben Aigues-Mortes liegen die **Salzgärten**, die eine Fläche von etwa halb Paris (8 000 Hektar) einnehmen und auf die Römer zurückgehen. Die Legionäre erhielten einen Teil ihres Soldes als Salz, daher kommt das heutige Wort Salär. Dieses Gebiet ist ein Paradies für verschiedene Vögel, wie Flamingos, Säbelschnäbler, Entenarten usw. Es gibt hier über 270 Pflanzenarten, im Sommer kommen bis zu 10 000 Flamingos hierher.

Unsere Mini-Zugfahrt führt uns bis zu einem der Salzberge (mehr als 200 m lang und bis zu 20 m hoch), den wir besteigen dürfen. Danach besuchen wir **Saintes-Maries de la Mer**, wo es seit dem 17. Jh. im Mai die

Wallfahrt der Zigeuner gibt. Man verehrt Sara, die dunkelhäutige Begleiterin der Maria.

8. Tag: Freitag, 4. 5. 2018: Um 9 Uhr verlassen wir Arles, unser heutiges Ziel ist **Cannes**. Ab St. Raphael fahren wir entlang der Küste, vorbei am Massif de l'Estérel. Charakteristisch ist hier die rote Erde, die bis zur Steilküste am azurblauen Meer reicht. Auf dieser schönen Fahrt nutzen wir zahlreiche pittoreske Fotomotive und kommen um 14 Uhr in Cannes an.

Ursprünglich war Cannes eine Mönchssiedlung, dann eine Ligurersiedlung bzw. eine Römerstadt. Später siedelte sich im kleinen Fischerdorf Cannes Lord Brougham, ein reicher Engländer, an. 1925 kam Pablo Picasso nach Cannes und blieb eine Zeit lang schaffend (Plastiken) in der Stadt. Cannes war damals bereits bekannt wegen seiner Eleganz und Noblesse. Eine große Rolle hier spielt auch das Casino.

Die alljährlichen Filmfestspiele sind den meisten ein Begriff. Die Vorbereitungen dazu sind während unseres Aufenthaltes gerade im Gange. Der Prachtboulevard Croisette mit dem Nobelhotel CARLTON u. a. ist eine beliebte Flaniermeile.

Cannes kann mit historischen Sehenswürdigkeiten nicht groß aufwarten, dafür sind diverse Märkte und Einkaufsmöglichkeiten sehr beliebt und werden gerne besucht. Unser Hotel liegt sehr zentral in der Rue Montaigne, einer sehr engen Einbahnstraße, für jeden Buschauffeur eine große Herausforderung. Wir checken für zwei Tage ein, verbringen hier die Mittagspause und unternehmen danach unseren Stadtspaziergang: Altstadt, Hafen und „Flaniermeile“.

Einige Impressionen von Cannes: groß, prächtig, grün, teuer, nobel, chic, viele Menschen, grandiose Hotels, VIPs, tolle Autos, imposante Yachten, mehrere Casinos, breite, beleuchtete Strandpromenade und einige alte Kirchen, die zum stillen Verweilen einladen.

9. Tag: Samstag, 5. 5. 2018: Am Morgen fahren wir in die fünftgrößte Stadt Frankreichs, **Nizza** bzw. **Nice**, und steigen beim Museum für moderne und zeitgenössische Kunst aus. Nach einem Spaziergang durch die kleinen Gassen der Altstadt Richtung Süden erreichen wir knapp vor dem Meer unser Ziel, den Blumen- und Gemüsemarkt auf der Cours Saleya. Nicht

umsonst gilt dieser Markt als einer der schönsten Frankreichs. Sowohl die Artenvielfalt und Farbenpracht der Blumen als auch die Größe und Reichhaltigkeit des Marktes sind beeindruckend: Neben Gemüse und Obst, Fleisch und Würsten, Fisch und Käse gibt es verschiedenste Gewürze, Honigsorten ... Die einheimische Spezialität Socca, Kichererbsenfladen, wird frisch zubereitet. Auf dem Weg zum Bus begegnet uns bei der Chocolaterie Auer – ähnlich berühmt wie das Sacher und ebenfalls beim Opernhaus gelegen – eine tanzes- und sangesfreudige Hochzeitsgesellschaft.

Unser nächster Besuch gilt der Rosenkranzkapelle Chapelle du Rosaire in **Vence**. 1914 pflegte Monique Bourgeois den Maler Henri Matisse und stand ihm auch Modell. Danach trat sie als Schwester Jacques-Marie in den Orden der Dominikanerinnen ein und ersuchte Matisse um Rat zur Renovierung einer Kapelle. Deren Neugestaltung wurde das letzte große Werk von Matisse. In wundervoller Weise ist in der Kapelle eine Farbenpracht durch Glasfenster und Messgewänder in Gegensatz gestellt zu schwarz-weiß gestalteten Grafiken von Maria mit Kind bzw. vom Leidensweg Christi. Das auf dem Dach befindliche Kreuz beschrieb Matisse folgendermaßen: „Dieses Kreuz soll als Gebet zum Himmel steigen wie eine leichte und hohe Rauchsäule.“



wand in Gegensatz gestellt zu schwarz-weiß gestalteten Grafiken von Maria mit Kind bzw. vom Leidensweg Christi. Das auf dem Dach befindliche Kreuz beschrieb Matisse folgendermaßen: „Dieses Kreuz soll als Gebet zum Himmel steigen wie eine leichte und hohe Rauchsäule.“

Auch der folgende Aufenthalt ist einem französischen Maler gewidmet. Wir besuchen die Villa von Auguste Renoir in **Cagnes sur Mer**. Inmitten eines Gartens mit uralten Olivenbäumen und stark duftenden Zitronen- und Orangenbäumen steht das Haus, in dem er und seine Familie die letzten zwölf Jahre seines Lebens verbrachten. Sein Atelier zeigt, dass er im Alter bereits sehr gebrechlich war und aus dem Rollstuhl malen musste. Im Obergeschoss sind nicht nur Bilder und Skulpturen Renoirs ausgestellt, sondern auch Andenken an seine Söhne, den Schauspieler Pierre und den Regisseur Jean Renoir.

Die letzte Station heute ist die Stadt **Grasse**, die sich relativ steil auf einer Höhenlage zwischen 80 und 1000 m über dem Meer erstreckt.

Ursprünglich war Grasse eine Stadt der Gerber. Im 17. Jahrhundert waren die parfümierten Lederhandschuhe aus Grasse bereits bekannt. Daraus entwickelte sich eine florierende Parfümindustrie und mehr als 30 Fabriken in und um Grasse bilden ein Zentrum der guten Düfte. Wir besuchen die Parfümerie „Fragonard“ und können in einer Führung Vergangenheit und Gegenwart dieser Industrie kennenlernen.

10. Tag: Sonntag, 6. 5. 2018: Pünktlich um 9 Uhr verlassen wir gut gelaunt die Stadt der 71. Filmfestspiele. Karls Kunst, den Bus vors Hotel zu bringen, wird mit viel Applaus belohnt.

Als erstes besuchen wir **Antibes**, von Griechen um 350 v. Chr. als Niederlassung gegründet (Antipolis, gegenüber Nizza). Sie bekam 42 v. Chr. das römische Stadtrecht, war vom 5. Jh. n. Chr. bis 1244 Bischofssitz, ab 1386 Besitz der Grimaldis und ging erst 1608 an Frankreich. Die mittelalterlichen Befestigungen wurden 1895 zerstört. Die Grimaldi-Burg des 16. Jh.s beherbergt heute das Picasso-Museum. Die Kathedrale stammt aus dem 12. Jh. Einen schönen Rundblick hat man von der Wallfahrtskirche Notre Dame de la Groupe auf die Halbinsel Cap d' Antibes. Um 11 Uhr gibt es eine Messe, die einige von uns besuchen.

Es gibt auch ein Gartenbau-Gymnasium, wo sich alljährlich internationale Rosenzüchter treffen. In der Altstadt findet man viele kleine Restaurants, wo köstliche Weine und Austern angeboten werden, sehenswert ist auch der Obst- und Gemüsemarkt. Antibes soll auch den größten Jachthäfen Europas haben. Staunenden Auges schlendern wir durch das Hafengebiet und fotografieren die schönsten Jachten.

Pünktlich um 12 Uhr Mittag fahren wir bei strahlendem Sonnenschein in Richtung Menton ab. **Menton** wird wegen des milden Klimas (durchschnittliche Temperatur von 16 Grad) auch die Zitronenstadt genannt. Jedes Jahr im Februar gibt es das Zitronenfest. Der Ort wurde 1157 von den Grafen von Ventimiglia an die genuesische Familie Vento abgetreten, die ihn 1346 an die Grimaldis verkaufte. 1793–1840 war Menton erstmals Französisch (Belle Epoque), kam 1860 wieder an Monaco, das den Ort 1861 an Frankreich verkaufte. Sehenswert sind auch der in Terrassen angelegte internationale Friedhof und eine Kapelle mit Maria aus dem 16. Jh.

Menton hat eine malerische Altstadt mit Häusern aus dem 17. Jh. und einen Kirchplatz mit großer Freitreppe an der Uferpromenade. Ein Muss ist auch das Jean-Cocteau-Museum, im Rathaus hat Cocteau auch den Hochzeitssaal künstlerisch gestaltet. Einige von uns genießen eine 50-minütige Bahnfahrt mit einem kleinen Touristenzug, er fährt durch die engsten Gassen der Altstadt, vorbei an steilen Stiegen, Aufgängen und Plätzen.

Danach fahren wir mit unserem Bus die Küstenstraße entlang vorbei an Monaco und erreichen um 18.30 Uhr **Arenzano**. Wir beziehen hier das Grand Hotel und nehmen um 19 Uhr unser Abendessen ein. Bei einem Abendspaziergang auf der Strandpromenade sind die Lichter von Genua zu sehen, Arenzano ist ein beliebter Badeort mit herrlichem Strand.

11. Tag: Montag, 7. 5. 2018: 7 Uhr Frühstück, 8 Uhr Abfahrt, es ist unser letzter Tag, es ist trüb und regnerisch. Sogar der Himmel weint, es wird ein langer Tag, 800 km Fahrt, wir rechnen wegen der Pausen mit 10–12 Stunden.

Roswitha liest wieder einen Morgengruß, diesmal über Freundschaft:

*Ist dein Geschenk ein Zeichen der Freundschaft,
dann magst du es in farbenfrohem Papier und mit Bändern einwickeln.
Aber die Freundschaft lass frei, wie einen Schmetterling,
der mit leichten Flügeln von einem Herzen zum anderen fliegt.
Wenn du einen Schmetterling verpackst, kann er nicht mehr fliegen,
wenn du die Freundschaft verpackst, bekommt sie keine Luft mehr und
erstickt.*

Freundschaft muss frei sein und ohne Hintergedanken.

Bei der dritten Pause, bereits um 16.20 Uhr in Arnoldstein: Die Sonne scheint wieder und Karl hat eine Überraschung angekündigt: Ein Sektumtrunk für die ganze Reisegesellschaft, Dankworte von Roswitha und Karl an alle, dann trägt Rudolf ein sehr schönes Lobgedicht in Reimen vor. Die Abfahrt folgt in sehr guter Stimmung, gegen 18 Uhr kommen wir wohlbehalten in Graz an. Es war eine wunderschöne Reise!

Unter dankenswerter Mitarbeit von: Roswitha Von der Hellen, Waltraud Kogl, Eva Hofer, Margit und Walter Maier, Barbara und Walter Liberda, Brigitte Kogler, Leopold Mathelitsch, Gerti Gaisbacher



Wanderwoche 2018 im Ennstal

Hans Schmied



Die Wanderwoche 2018 hat uns heuer ins schöne Ennstal geführt. Unser Stützpunkt war das Hotel Stenitzer mitten in Haus, wo wir ausgezeichnet untergebracht waren.

Durch das anfangs etwas unsichere Wetter waren ein paar Programmänderungen notwendig, so sind wir am Montagnachmittag anstatt in die Silberkarklamm auf den Rittisberg in der Ramsau gewandert. Für Daniel, unseren jüngsten Teilnehmer,

mit seinen zwei Jahren war es auf dem großen Spielplatz beim Rittisstadel jedenfalls ein Paradies.

Am Dienstag ging es dann, bei noch etwas unsicherem Wetter, über die Riesachfälle zum Riesachsee und für einige bis zur Preintalerhütte. Und wir sind fast nicht nass geworden.

Am Mittwoch stand der Dachstein am Programm. Ja, was soll ich sagen, wir hatten ihn unter den Füßen, gesehen haben wir ihn nicht, da war die Nebelhaube zu dicht. Wieder herunteren wurden wir aber auf der Brandalmhütte bei Sonnenschein und gutem Essen entschädigt, und das mit Blick auf das nach wie vor verhüllte Haupt des Dachsteins.

Die nächsten Tage aber gab's bestes Wanderwetter mit Sonnenschein und angenehmer Temperatur.

Am Donnerstag konnten wir mit Hilfe der Seilbahn den Hauser Kaibling erklimmen. Da gibt es so viele Wege, dass sich die (große) Gruppe gleichmäßig im ganzen Gebiet verteilen konnte, wobei die Weitgeher über die Bärfallspitze, den Moarsee und durch das Gumpental zu Fuss nach Haus zurückmarschiert sind. Da danke ich dem Werner noch einmal, der mir bei der Aufteilung der Wandergruppen sehr geholfen hat.

So blieb nur noch ein Tag, und der war dem Bodensee und den zwei oberen Seen gewidmet.

Unsere Wandertage begannen wir, wie gewohnt, mit einem kleinen spirituellen Impuls, heuer mit Zitaten von Willigis Jäger. So mancher Gedanke hat uns in den Tag hinein begleitet. Und nach der Tage Mühen gab's zum Ausklang noch ein wenig Musik und gemeinsames Singen. Und dafür danke ich ganz besonders Victoria mit ihrer Flöte.

Für mich war es eine sehr schöne Woche mit einer so harmonischen Gruppe, bei der ich nie gespürt habe, wie groß die Gruppe eigentlich ist.

Die Wanderwoche 2018 ist vorbei, und die Wanderwoche 2019 steht vor der Tür, da werden wir unsere Zelte voraussichtlich in Mariapfarr im Lungau aufschlagen. Der Wandermöglichkeiten gibt's da ja sehr viele, das hab ich schon festgestellt.



Buchempfehlung

Susanne Scholl: *Wachtraum*

Roman, 2017 Residenzverlag, ISBN 978 3 7010 1681 4

Maria Gobiet



Susanne Scholl ist Journalistin und war viele Jahre als ORF-Korrespondentin in Moskau tätig. Sie hat etliche Bücher geschrieben und für ihr menschenrechtliches Engagement Preise bekommen.

In diesem Roman *Wachtraum* beschreibt sie das Schicksal einer jüdischen Wiener Familie über mehrere Generationen.

Im Mittelpunkt stehen Fritzi und deren Tochter Lea. Fritzi ist eine der wenigen Überlebenden einer großen jüdischen Wiener Familie. Sie hat ihre Kindheit und Jugend im Exil in England verbracht und viele ihrer Verwandten verloren. Sie ist eine starke

und kämpferische Frau, die ihre in der Nachkriegszeit geborene Tochter nicht belasten möchte mit den schrecklichen Geschehnissen, die ihre Familie erlitten hat. So erlebt Lea eine Mutter, die sie behütet und fördert, aber nicht über das Trauma ihrer eigenen Jugend spricht. Über allem Tun liegt wie ein schwerer Mantel namenlose Trauer.

Erst während eines Aufenthalts in England bei einer Freundin ihrer Mutter erschließen sich Lea einige Facetten dessen, was Fritzi während des Krieges erlebt, erlitten haben mag. Das ist auch der Grund, warum sie Geschichte studiert und sich besonders der Zeit des Holocausts widmet. Sie möchte endlich Klarheit und das Schweigen durchbrechen.

Auch als sie dann selber eine Familie gründet, bleibt das Thema aktuell. Überall Schweigen wie eine Mauer, auch ihr Mann, kein Jude, schweigt und leidet wohl auch unter ihrem fast zwanghaften Aufklärungsbedürfnis.

Als 2015 die große Flüchtlingswelle einsetzt, scheinen sich Vergangenheit und Gegenwart zu gleichen. Die psychische Belastung wird für Lea immer größer. Wiederholt sich die Geschichte? Zwei ihrer Kinder engagieren sich bis zur völligen physischen Erschöpfung. Einer der Söhne allerdings hat es sich „gerichtet“, was dem Vater gefällt, Fritzi und Lea aber bedrückt.

Schließlich geht der jüngste Sohn, ihr Herzenskind, nach Paris, um seiner künstlerischen Berufung zu folgen. Aber auch er bleibt auf den Spuren seiner Familie, allerdings vergeblich.

Als ihr Sohn Opfer des Terroranschlages im Pariser „Bataclan“ wird, verliert Lea jegliche Verbindung zur Realität. Sie steht mit ihren Fragen allein da, als gehöre sie nicht hierher. Sie fühlt sich fremd, Hass und Lügen ausgesetzt, die sie nicht mehr ertragen kann.

So packt sie ihren Rucksack, der ihrem toten Sohn gehört hat, und bricht auf in die Fremde.

Dieser Roman ist zugleich packend und bewegend, nicht urteilend, nicht wertend. Gerade das hat mir so gut gefallen und mich zugleich dazu veranlasst, mir selber die vielen unbeantwortet gebliebenen Fragen zu stellen.

Ankünder

Herzlich lade ich zu folgenden zwei Veranstaltungen ein

Wolfgang J. Pietsch

1. Vortrag von Herrn Direktor Alexander Loretto: „Schulische Arbeit im interkulturellen Umfeld“

Hr. Loretto ist Direktor der Volksschule Graz-St. Andrä. Er gibt in seinem Vortrag einen Überblick über die Verhältnisse in der Murvorstadt, über deren Entwicklung sowie die Konsequenzen für die dortigen Schulen (Schüler/innen/zahl, Sprachen, Religionen). Weitere Themen sind die Vielfalt der dort gesprochenen Sprachen, sowohl unter dem Aspekt des Deutschlernens als auch unter dem des Unterrichts in den anderen Fächern, schließlich die Vielfalt der Religionen, die immer wieder zu heftigen Diskussionen führt. Anhand praktischer und auch durchaus konfliktträchtiger Beispiele, verbunden mit etwas Theorie, soll die Arbeit an dieser Schule vorgestellt und diskutiert werden.

Ort: ABC Graz-Andritz, Haberlandtweg 17

(Der Saal des ABC ist in etwa 5–10 Minuten von der Endhaltestelle der Linien 4 und 5 erreichbar; Richtung Norden, Hinweistafel!). Parkplätze in beschränkter Zahl vorhanden.

Zeit: Freitag, 12. Oktober 2018, 18 Uhr – Eintritt frei

2. Exkursion in Graz: Architektur der frühen „Grazer Schule“

Am Freitag, dem 19. Oktober 2018 führen die beiden Architekten D.I. Wolfgang Kapfhammer und D.I. Eugen Gross zu ihren Bauten in der Zeit von 1960 bis 2005.

Dazu schreibt W. Kapfhammer: *In den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts arbeiteten in Graz junge Architektengruppen an neuen Raum-*

und Gestaltungskonzepten, die ursprünglich noch utopisch schienen. Die steirische Diözese ging im Kirchen- und Schulbau beispielhaft als Auftraggeber mit Wettbewerben voran.

Mit dem „Modell Steiermark 1“ begann sich auch die Politik zu reformieren. Konzepte für die Raumplanung, für den Wohn-, Schul- Landwirtschafts- und Spitalsbau u. v. a. wurden realisiert. Eine Art „Gründer-Zeit“ begann bei uns in den Jahren 1970 bis 2000. Aus diesen Jahren sind Besichtigungen von verschiedenartigen, beispielgebenden Bauten geplant.

Am Vormittag sind vorgesehen: Druckzentrum der Styria in Graz-Messendorf, Styriastraße 20 – Terrassenhaussiedlung Graz-St. Peter – Institutsgebäude der Karl-Franzens-Universität, Heinrichstraße

Ca. 12–13 Uhr Mittagspause und Gelegenheit zu einem Imbiss im Uni-Café, Heinrichstraße 36

Am Nachmittag: Grazer Uni-Campus der Karl-Franzens-Universität mit Besichtigung des Zubaus der Vorklinik, des ReSoWi-Gebäudes, des jüngst erneuerten Mensa-Gebäudes u. a. (bis ca. 15.30 Uhr).

Anschließend: Seelsorgezentrum Graz-Kroisbach und Studentenheim. Abschluss im Pastoralbereich der Kirche. Rückfahrt zum Bahnhof ca. 17 Uhr. Änderungen vorbehalten! Es ist auch möglich, nur am Vormittag oder nur am Nachmittag teilzunehmen, doch muss der Bus-Preis zur Gänze beglichen werden.

Da die beiden Architekten auf ihr Honorar verzichten, fallen voraussichtlich nur die Buskosten an. Für die Bestellung dieses Autobusses sind jedoch genügend Anmeldungen nötig – andernfalls könnte die Exkursion nicht stattfinden. Wir ersuchen daher um eine möglichst baldige Anmeldung (mit Angabe der Telefon- bzw. Handy-Nummer!) und gegebenenfalls um Mitteilung, ob nur am Halbtage teilgenommen wird. Den Busbeitrag, dessen Höhe wir erst nach Kenntnis der Teilnehmerzahl festlegen können, werden wir unterwegs einsammeln.

Anmeldung bitte bis spätestens 25. September im Büro des KBW (Fr. Schwinger): 8010, Bischofplatz 4, 3. St., Tel. 0316/8041-345 oder kbw@graz-seckau.at.

Abfahrt: Freitag, 19. Oktober 2018, 9 Uhr Graz, Europaplatz beim Hauptbahnhof, Bushaltestellen; Rückkehr: ca. 17 Uhr

17. bis 22. Februar 2019: 23. Skiwoche in Osttirol, Leisacherhof Lienz mit Gertrud Zwicker.

Anmeldung bis 15. Dezember 2018 unter Tel. Nr.: 0699 111 51489; Mail: gertrud.zwicker@gmail.com

Sommer 2019: Wanderwoche im Lungau mit Hans Schmied

Zu guter Letzt!

Karl Haas

Geheimnis eines zufriedenen Menschen

*„Hab' lang und glücklich gelebt,
hab' an wenig genug gehabt,
hab' nichts verlangt und viel bekommen.“*

Das stand auf dem Totenzettel von Stijn Streuvels, dem von vielen geliebten flämischen Dichter (1871–1969). Er wurde in einem weißen Wagen der Freude zu Grab gefahren. In dem kleinen, von ihm selbst geschriebenen Satz liegt eine Botschaft für uns alle.

Es ist das Geheimnis eines zufriedenen Menschen, der jedem Tag den rechten Platz zu geben wusste und der durch das, was verhüllt ist, hindurchschauen konnte.

Die Menschen muss man lange suchen, die das heute noch können. Und doch liegt hier der Schlüssel für eine Menge Probleme in einer Zeit, die so überreizt und mit den Nerven fertig ist. Wenn du dich mit wenig zufrieden geben kannst, wirst du mehr bekommen, als du erwartest, und alles, was du bekommst, wird für dich eine freudige Überraschung sein, eine Art Wunder, wodurch du das Leben gern haben kannst. Wenn du dagegen immer haben und alles besitzen willst, wirst du niemals satt und immer unzufrieden sein. So kann dir das Leben keine Freude bringen. Dann bist du ein Vogel mit zu schweren Flügeln. Du wirst niemals zur Sonne fliegen können.

Phil Bosmans, in „Leben jeden Tag“

Ich habe diesen Text mehrmals gelesen, vor allem die ersten drei Zeilen, und mich immer wieder von ihm berühren lassen. Ich habe diesem „Geheimnis eines zufriedenen Menschen“ nachgespürt und mit Freude und in tiefer Dankbarkeit dieses Geschenk von Phil Bosmans in mich aufgenommen.

In herzlicher Verbundenheit
Ihr/dein, Karl Haas

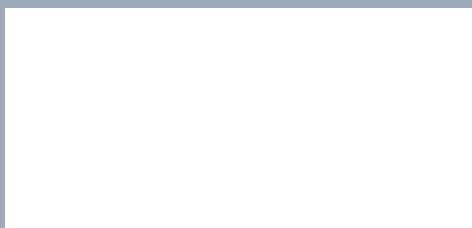
Offenlegung nach dem Mediengesetz

Inhaber der Zeitschrift „Begegnungen“: Katholische LehrerInnen- und ErzieherInnen-Gemeinschaft Steiermark (KLE), 8010 Graz, Bischofplatz 4; <http://ka.graz-seckau.at/kle>; Vorsitzende: Katharina Wesener, kwesener@bgrein.at; Helmut Schlacher, helmut.schlacher@aon.at – Beiträge an diese Adresse erbeten. Redaktionelle Mitarbeit: Katharina Wesener, Maria Gobiet, Karl Haas, Gertrud Zwicker. Fotos: Autoren der Beiträge. Blattlinie: Kommunikationsorgan der KLE; Layout & Satz: Ini Schnider, Druck: REHA DRUCK: Druckerei der REHA – Dienstleistungs- und Handels GmbH mit dem Ziel, behinderte Menschen zu beschäftigen und auszubilden. Viktor-Franz-Straße 9, 8051 Graz.

Die Verantwortung für den Inhalt und die sachliche Richtigkeit der einzelnen Beiträge liegt ausschließlich bei den Autorinnen und Autoren.

Konto der KLE: AT182081500000296244. Im jährlichen Mitgliedsbeitrag von € 15 ist der Bezug der „Begegnungen“ inkludiert.

Österreichische Post AG
info.mail Entgelt bezahlt



KATHOLISCHE 
KIRCHE STEIERMARK

Falls unzustellbar, bitte retour an:
Katholische LehrerInnen und ErzieherInnen Gemeinschaft Steiermark
8010 Graz, Bischofplatz 4/III

RehaDruck
2003-2011

